Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 150 (1982)

Heft: 11

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE
Schweizerische Kirchenzeitung

11/1982 150. Jahr 18. März

Die Kirche braucht den Film 181

Ein vergessener letzter Basler Konzilsversuch Ein kirchengeschichtlicher Beitrag von Alfred Stoecklin 182

Wünsche junger Eltern Aus dem Seelsorgerat des Bistums Chur berichtet Hans Stadler 183

St. Gallen: Vom roten zum grünen Papier Aus dem Diözesanen Seelsorgerat berichtet Arnold B. Stampfli 184

Kreuz und Kreuz ist nicht dasselbe Eine Besinnung von Markus Kaiser 185

Korruption – die Plage Nummer eins Eine Glosse von Franz Furger 186

Gestalten der Reformationszeit Eine Buchbesprechung von Manfred Weitlauff 187

Hinweise 189

Berichte 190

Amtlicher Teil 191

Schweizer Heilige Himerius (Saint-Imier)

Die Kirche braucht den Film

«Nirgends wird die Situation, das Lebensgefühl, aber auch der Fragehorizont des heutigen Menschen so eindrucksvoll dargestellt wie in der heutigen Kunst und Publizistik. Darauf ist die Kirche verwiesen und angewiesen. Wenn der christliche Glaube als Wort und als Antwort für die Menschen vermittelt werden soll, dann müssen die Fragen dazu genannt und bewusst gemacht werden.» Der Kunst – und dazu gehört auch der Film – geht es wie der Kirche «um den Menschen, um seine Wahrheit, um die Erschliessung seiner Wirklichkeit». «Für diese Aufgabe leistet die Kunst der Kirche einen grossen Dienst, den Dienst der Konkretion. Auf diesen Dienst ist die Kirche angewiesen; denn die Wahrheit ist konkret.»

Auf diese Sätze aus der Ansprache von Papst Johannes Paul II. an die Künstler und Publizisten im Herkulessaal in München wurde an der Medientagung 1982, veranstaltet von der Schweizerischen Katholischen Filmkommission und der Arbeitsgemeinschaft Katholischer Kleinmedieninteressierter, verschiedentlich Bezug genommen, um darzutun, dass der Film für die Kirche nicht erst dann von Bedeutung ist, wenn er als christlicher Film zur Vermittlung ihrer Botschaft dienen kann. Die Titelfrage der Tagung galt denn auch gar nicht dem besonderen Fall des christlichen Films, sondern der Situation des Religiösen in den modernen Medien überhaupt.

Dabei gingen die Veranstalter von der nicht unbegründeten Vermutung aus, dieses Religiösen ansichtig zu werden sei nicht leicht – «Sehen und doch nicht sehen»; die einführenden Referate gingen dann aber doch der Frage «Rückzug des Religiösen aus der modernen Medienkultur?» nach. Ambros Eichenberger erinnerte dabei an die Tabuisierung des Religiösen in unserer Gesellschaft: Dass dem Menschen unserer Zeit die Fähigkeit, über religiöse Erfahrungen zu sprechen, verloren gegangen ist, dass anderseits in der Filmkultur aber doch Spuren dessen zu finden sind, was die Kirche die theologische Dimension des Menschen nennt: Was den Menschen in seiner Existenz berührt, was ihm Sinn verschafft und worin seine Sehnsucht nach einem Geheimnis zum Ausdruck kommt. Hier gelte es also anzusetzen: Auch kirchliche Kreise müssten sich intensiver mit der Kultur auseinandersetzen, das Bewusstsein für religiöse Erfahrung müsste bestärkt und ermutigt werden, die eigene Selbsterfahrung müsste in den Medien zum Ausdruck gebracht und mit Namen genannt werden. Ähnlich überlegte Niklaus Oberholzer, der das Religiöse in der Kultur als Ausdruck religiöser Befindlichkeit versteht, so dass für ihn ein Rückzug des Religiösen aus der Kultur einem Rückzug des Religiösen aus der Wirklichkeit gleichkommen müsste. Und auch für ihn lautet deshalb die Frage: Wie geht die Kirche mit dem um, was in den Medien an religiöser Befindlichkeit zum Ausdruck kommt? Und weil er die Kultur auch als Herausforderung an die Kirche versteht, macht ihm Sorge, wenn Kirchenverwaltungen gleich rechnend und berechnend nach «Effizienz» fra-

gen. Daniel Schönbächler ergänzte solche Überlegungen mit ästhetischen Erwägungen und Felix Berger mit Hinweisen zur Medienwirkung: Zum Religiösen in der Kunst gehört nicht nur die religiöse Befindlichkeit des Künstlers und das Religiöse im Kunstwerk, sondern auch das religiöse Angesprochenwerden des Betrachters, und solche Betroffenheit kann nicht programmiert werden.

«Kirche und Film» als kirchliche Aufgabe: Ein Teil davon wird von der veranstaltenden Filmkommission bzw. ihrem Filmbüro und der von ihm mitredigierten ökumenischen Medienzeitschrift Zoom-Filmberater wahrgenommen. Auf dieser Ebene wird das Gespräch mit den Filmschaffenden gepflegt und wird das gesamte Filmangebot beobachtet und publizistisch begleitet. Wie aber könnte dieses Aufgabenfeld in der praktischen Pfarreiarbeit mitberücksichtigt werden? In den Gruppengesprächen ergaben sich hierzu nur wenige Impulse – als Erwartungen an die Pfarrblätter zum Beispiel –, wohl nicht zuletzt deshalb, weil an der Medientagung Seelsorger und Laien mit praktischer Erfahrung mit Pfarreiarbeit in Pfarreiräten, -gruppen und -vereinen kaum vertreten waren.

Das Filmbüro sieht sich einerseits nicht in der Lage, zur bisherigen Arbeit zusätzlich noch animatorische Leistungen für die Pfarreien zu erbringen. Anderseits ist es als eine Gründung des Verbandskatholizismus vielleicht auch zum Alibi für das filmkulturelle Desinteresse eben dieses Verbandskatholizismus geworden. Wenn Verbände nicht nur Zugehörigkeitsgefühl vermitteln sollen, sondern auch «als Vermittlungszellen zu vielen weltlichen Aufgabenfeldern zu verstehen» sind (SKZ 51/1981), dann sind auch im kulturellen und filmkulturellen Bereich Eigeninitiativen von Verbandsseite unerlässlich. Eine Aufgabe der Seelsorger könnte es sein, solche Initiativen – zum Beispiel die Bildung eines Filmkreises – anzuregen, zu ermutigen und zu fördern. *Rolf Weibel*

Weltkirche

Ein vergessener letzter Basler Konzilsversuch

Vergessen ist so manches, was in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts – abgesehen von den Burgunderkriegen, dem Stanser Verkommnis und Bruder Klaus – auf dem Boden der heutigen Schweiz sich ereignete. Der ebenfalls völlig vergessene letzte Basler Konzilsversuch des Jahres 1482 gibt uns Gelegenheit, ein wenig in diese ausserordentlich komplizierte, die Zeitgenossen verwirrende Situation hineinzuleuchten. Es ist ebensosehr ein Stück kirchlicher als eidgenössischer, ja europäischer Geschichte, das die Menschen von damals für einen Augenblick gefangen nahm. Nicht nur in Basel, wo das Unternehmen am *25. März 1482* mit der Proklamation eines zweiten Basler Konzils seinen Anfang nahm, sondern auch in der damaligen Eidgenossenschaft, die ja seit 1479 mit Papst Sixtus IV. auch politisch-militärisch verbündet war. Die Tagsatzung befasste sich mehr als einmal mit dem Fall. Einzelne kirchenpolitisch interessierte Persönlichkeiten aus Bern, Luzern und dem Wallis intervenierten: etwa Propst Burkhard Stoer von Amsoldingen neben Johannes Armbruster, Domdekan von Sitten und später Propst von St. Vinzenz in Bern, aber auch der Luzerner Propst Peter Brunnenstein und nicht zuletzt der einflussreiche Jost von Silenen, Bischof von Grenoble und von Sitten. Welche Rolle sie beim Konzilshandel zum Teil als Sympathisanten, zum Teil als Gegner, oft aber auch als Vermittler spielten, kann hier im einzelnen nicht erzählt werden. Den interessierten Leser verweisen wir hier auf unsere seinerzeit der «Genesis und Wende» und der «Liquidation» dieses Konzilsversuchs gewidmeten Studien.

Andrea Zamometić

Unsere Aufmerksamkeit gilt vielmehr Andrea Zamometić selbst, wie er eigentlich heisst, dem «Konzilshelden», wie ihn vor mehr als hundert Jahren schon Jacob Burckhardt in einer immer noch lesenswerten Schrift genannt hat. Von südslawischer adeliger Abstammung trat er früh dem Dominikanerorden bei, wurde in seinen Studienjahren mit dem Franziskaner Francesco della Rovere bekannt, dem späteren Papst Sixtus IV. Das mag wohl mit ein Grund sein, dass er selbst später zum Bischof geweiht wurde, Vorsteher eines Erzbistums, Granea in Nordgriechenland, das damals aber bereits in der Gewalt der Türken war. Redegewandt und geschäftskundig, wie er anscheinend war, nützte er die Chancen des diplomatischen Dienstes im Laufe der Jahre aus, und zwar sowohl des Papstes als auch des Kaisers Friedrich III. Als kaiserlicher Gesandter lernte er in Rom mit eigenen Augen die dortigen Missstände und die besonders unter Sixtus IV. grassierende Misswirtschaft der Verwandten des Papstes, der Nepoten kennen, wagte bald eine offene, immer schärfere Kritik an dem Hofstaat und an der Person des Papstes selber. Begreiflicherweise fiel er schliesslich in Ungnade, wurde vom Nepoten Girolamo Riario für einige Wochen in die Engelsburg eingesperrt. Vermutlich auf Fürsprache des Kaisers wurde er aber im Herbst 1481 freigelassen. Die Freiheit nutzend, reiste er sofort nach Norden, verhandelte unterwegs mit den verschiedenen italienischen Fürsten (Florenz, Mailand u.a.), mit denen der Papst unter dem verhängnisvollen Einfluss seiner Nepoten 1482 im Krieg (Ferraresischer Krieg) lag. So gelangte er über die Alpen schliesslich nach Basel, der Stadt des letzten Konzils. Dem Diplomaten des Kaisers gab die Stadt freies Geleit und sozusagen grünes Licht für das, was am 25. März 1482 im Münster nach einem Gottesdienst geschah.

Mit dieser Konzilsproklamation

begann ein monatelanges Ringen zwischen einem persönlich aufs heftigste angegriffenen Papst und einem ebenfalls erbitterten, ressentimentgeladenen Prälaten, der sich – zu Recht oder zu Unrecht – auch noch Kardinal der Römischen Kirche nannte. Das kühne Unternehmen eines Einzelnen grenzte an Vermessenheit, hätte sich Zamometić nicht auf eine bei Klerus und Laien weitverbreitete konziliaristische Grundstimmung – für die das Konzil *über* dem Papste stand – stützen können. Bei der inneren Zerrissenheit und der äusseren von Osten her drohenden Türken-Not setzten so viele Zeitgenossen ihre ganze Hoffnung auf ein neues die Kirchenreform endlich durchsetzendes Konzil. Das konnte selbst der schärfste publizistische Gegner Heinrich Institoris (Krämers) nicht bestreiten: «Die ganze Welt schreit nach einem Konzil!»

Doch der tatsächliche Verlauf der Ereignisse widerlegte die Hoffnungen, die sich Zamometić und die ihn im Vertrauen auf den Kaiser unterstützenden Basler gemacht hatten. Zeitlich nebeneinander liefen die Konzilspropaganda (durch Flugschriften und individuelle Werbung bei den

geistlichen und weltlichen Machthabern) und die etwas später einsetzende, aber dafür um so rascher anlaufende päpstliche Gegenaktion. Nachdem der erste Überraschungsschock überwunden war, begann die kuriale Diplomatie überall zielbewusst zu arbeiten – mit Hilfe einer ganzen Schar von Vertretern und Agenten: in Italien, bei den Eidgenossen, den deutschen Fürsten und natürlich auch bei dem von den Ungarn bedrängten Kaiser Friedrich III. und nicht zuletzt und besonders intensiv und hartnäckig bei der Konzilsstadt selbst. Ihr gegenüber wuchs von Woche zu Woche der kirchlich-politische Druck, sich steigernd von Mahnungen und Drohungen bis zu den üblichen disziplinären Massnahmen wie Exkommunikation und Interdikt, will heissen Aufhören des Gottesdienstes im betroffenen Gebiet. Dies begann von dem Augenblick an, wo die Stadt den «Konzilshelden» am 21. Dezember 1482 zwar verhaftete (und im Spalenschwibogen, am oberen Ende des heutigen Spalenbergs sorgfältig verwahrte), aber nicht den verschiedenen päpstlichen – untereinander rivalisierenden – Gesandten zur ausschliesslich kirchlichen Verurteilung ausliefern wollte.

Im Zeichen der «Liquidation»

zog sich so während fast zwei Jahren eine Auseinandersetzung hin zwischen den drei hauptsächlich beteiligten Mächten: Neben dem Papst war es der Kaiser, der sich weigerte, seinen ehemaligen Gesandten bedingungslos dem päpstlichen Gericht zu überlassen – und schliesslich die Basler selbst. Sie beriefen sich auf ihr gegebenes Geleit-Wort. Ihr Trotz liess sich auch zwei Jahre lang nicht brechen, nicht einmal durch einen förmlichen Kreuzzug, wie er damals gegen die Türken immer wieder verkündigt wurde. Er wurde auch von den vielen der Stadt feindlichen Nachbarn (Oswald von Tierstein, Erzherzog Siegmund von Österreich-Habsburg, selbst dem Bischof von Basel in eigener Person) beobachtet und in einer für den städtischen Klerus schmerzlichen Weise praktiziert. Zu keiner Zeit wurde der Stadt von päpstlicher Seite übler zugespielt als in den Jahren 1483 und 1484.

Es sprengt den Rahmen eines Aufsatzes, wollte man auch nur die Namen und die Aktivitäten der vielen päpstlichen Nuntien und Vertrauensleute im einzelnen aufzählen, die in diesen Jahren von 1482 bis 1485 auf der baslerisch-helvetischen Bühne aufrückten, sich ergänzten und unterstützten, gelegentlich aber auch neutralisierten. Ja einer von ihnen, der Franziskaner Anton Gratia Dei, vollbrachte ein einzigartiges Kunststück. In Wien vermochte er im Oktober 1482 den Kaiser (und seine Berater) endgültig der Konzilssache abspenstig zu machen, in Basel im Dezember 1482 die Basler zur Verhaftung des Konzilsmannes zu bewegen, aber wenige Wochen später in Rom selbst vor dem Papst und der Kurie die Sache der Basler – zusammen mit dem Basler Stadtschreiber Niklaus Rüsch – umgekehrt wirkungsvoll zu verteidigen. Unversöhnlich war und blieb aber des Anton Gratia Dei Kollege Angelo Gerardini, der kriegerische Bischof von Sessa. Mit allen denkbaren Mitteln und mit Hilfe der antibaslerischen Nachbarschaft wollte er ja die rebellische Stadt in die Knie zwingen – und vermochte es schlussendlich doch nicht.

Das Ende des ganzen Konzilsversuchs

erfolgte anders, als es die Zeitgenossen erwarteten, nicht auf einen Schlag, sondern in einzelnen Etappen: Im August 1484 starb der eine unversöhnliche Gegner, Papst Sixtus IV. Vorher bestellte er sich aber ein Denkmal seines Sieges über die konziliare Revolte bei keinem geringeren als dem Maler Sandro *Botticelli,* der damals gerade mit dem Ausmalen der Seitenwände der Sixtinischen Kapelle beschäftigt war. Sein Fresko verewigt gleichzeitig eine berühmte biblische Szene, den Aufruhr der Rotte Korach gegen Mose und Aaron und deren Bestrafung (Num, Kap. 16), und porträtiert die Gegenspieler von 1482: Zamometić, der als Korach den Mose (Papst Sixtus IV.) vermessentlich angreift und herausfordert. Wer der unzähligen Besucher der berühmten Kapelle denkt heute noch daran?

Durch den Tod desselben Papstes brach auch unentschieden der ideengeschichtlich hochinteressante Briefwechsel zwischen Sixtus IV. und Friedrich III. über die gegenseitige Abgrenzung ihrer Machtsphären ab. Der Nachfolger, Innozenz VIII., war gegenüber dem Konzilsversuch emotional weniger belastet und konnte sich deshalb versöhnlicher zeigen, freilich nicht die Verzweiflung und den Freitod des andern – in der zweijährigen Haft zerbrochenen – Protagonisten verhindern. Aber die eigentlichen Hindernisse einer Aussöhnung zwischen der Stadt und dem Papsttum waren aus dem Wege geräumt. Als letzter päpstlicher Legat kam im Januar 1485 Benedikt Mansella nach Basel, liess sich die immer noch sichtbar hängende Leiche des Delinquenten offiziell zeigen. Dann kam es nach einem aus formellen Gründen während drei Tagen beobachteten Interdikt zu einem spektakulären Schlussakt, zuerst vor und nachher im Innern des Basler Münsters, wo sich die Bürgerschaft samt Klerus und Universität zu einer öffentlichen Bussübung versammelt hatte und dann vom Vertreter des Papstes auch die erbetene Absolution erhielt. Das Baslerische Gemeinwesen war – nach langen Irrungen – wieder in die Gemeinschaft der einen Kirche zurückgekehrt.

Der «Konzilsheld» war tot, sein Konzilsversuch endgültig begraben, aber trotzdem lebte unter der Decke die Konzilsidee weiter, nicht nur in Basel, sondern auch an vielen andern Orten. Diesen Eindruck gewinnt man, je mehr man sich in die Schriften von Peter Numagen vertieft, der als gelehrter Konzilssekretär bei der Redaktion der verschiedenen Konzilsschriften entscheidend mitwirkte. Geschickt verstand er es, die Katastrophe des Konzils heil zu überleben und schrieb dann etwas später einen umfangreichen – von R. Durrer erstmals edierten – Traktat über das Fasten des Bruder Klaus. Glücklicherweise ist sein als Quelle unschätzbarer Nachlass erhalten geblieben. Aber nicht in Basel, sondern in Zürich. In der dortigen Zentralbibliothek hat er ein sicheres Asyl gefunden. Ja ein bedeutender Zürcher Gelehrter, der Kirchenhistoriker und Theologe Johann Heinrich Hottinger, hat daraus viele Stücke im 17. Jahrhundert (1657) erstmals publiziert und so der modernen Forschung zugänglich gemacht. Erst im 19. Jahrhundert haben sie dann Basler Forscher wie Peter Ochs und Jacob Burchkhardt auswerten können.

Dem Vergessen fiel im Laufe der Zeit nicht allein der «Konzilsheld» zum Opfer, sondern, was viel fataler wurde, auch das eigentliche synodal-konziliare Anliegen der Reformkonzile geriet unter die Räder der geschichtlichen Entwicklung. Was damals – aus recht verschiedenen, ja gegensätzlichen Motiven – versäumt wurde, als die Welt nach einem Konzil schrie, könnte auch heute mit Hilfe eines wiedergewonnenen echt konziliaren Einvernehmens einen Ausweg aus der Krise von Kirche und Welt öffnen.

Alfred Stoecklin

Kirche Schweiz

Wünsche junger Eltern

Am 5./6. März 1982 tagte im Jugend- und Bildungszentrum in Einsiedeln der Seelsorgerat der Diözese Chur. Im Mittelpunkt der Tagung standen Fragen im Zusammenhang mit der Glaubensvermittlung im frühkindlichen Alter und den daraus resultierenden Aufgaben für die Eltern und für die Pfarreien.

Den Einstieg zum Thema bot der Bericht des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes «Eltern - Kinder - Kirche» (erschienen Luzern 1981). Der Bericht entstand aufgrund einer Leserumfrage bei den Abonnenten von «Ehe und Familie» und «Treffpunkt» im Hinblick auf das erste schweizerische Pastoralforum. Erfasst werden konnten rund 3000 engagierte Katholiken der deutschsprachigen Schweiz. Die eingetroffenen Antworten auf die Fragen rund um das religiöse Leben in der Familie, die Taufe, Busse, Erstkommunion, den Sonntagsgottesdienst und die Jugendgruppen sind recht unterschiedlich. Wie Frau May Guldimann, Vizepräsidentin des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes und Projektleiterin für den Bericht «Eltern - Kinder - Kirche», dem Seelsorgerat darlegte, werden nebst vielen interessanten Einzelaspekten einige allgemeingültige Feststellungen und Trends erkennbar. So scheinen rund ein Viertel der deutschsprachigen Katholiken eher konservativ, rund drei Viertel hingegen progressiv eingestellt zu sein. Unter diesen sind die folgenden Tendenzen wirksam: Streben nach Mündigkeit und eigener Verantwortung, der Wunsch nach Gemeinschaft, das Verlangen nach mehr Freude und Festlichkeit in der Kirche. Allerdings - so die Meinung des Seelsorgerates - darf beim Interpretieren der statistischen Ergebnisse nur vorsichtig ans Werk gegangen werden, weil sehr oft verschiedene Deutungen zulässig sind.

In den Beratungen, welche teils in regionalen Gruppen, teils im Plenum durchgeführt wurden, nahm der Seelsorgerat Stellung zu den folgenden Fragen: Welche Bedürfnisse haben junge Eltern mit Kleinkindern? Welche Hilfen sollten vom Seelsorgeteam angeboten werden? Welche Hilfen könnte die gesamte Pfarrei bieten? Immer wieder kam zum Ausdruck, wie stark junge Eltern wünschen, die Isolation, vielleicht auch Unsicherheit überwinden und in einer Gruppe Gleichgesinnter Anschluss, Stütze und einen Gedankenaustausch finden zu können. Die Seelsorger wie die gesamte Pfarrei sind aufgefordert, diesem Bedürfnis Rechnung zu tragen, sei es durch die Schaffung von Elternzirkeln für Gespräche unter kundiger Führung, sei es durch das Mittel der sogenannten Elternbriefe. Der Seelsorgerat ist sich bewusst, dass die Initiativen hiefür vor allem in den Pfarreien und Regionen selber vorhanden sein und von den Priestern wie vor allem von den Laien getragen werden müssen.

Der diözesane Seelsorgerat wird sich im besonderen der Förderung der Elternbriefe widmen. Zuerst werden die bereits vorhandenen Erfahrungen gesammelt. Gibt es doch verschiedene Pfarreien, welche bereits Elternbriefe verschicken. Der Arbeitsausschuss wird aufgrund der eingegangenen Berichte für eine der nächsten Sessionen einen konkreten Antrag vorbereiten.

Hans Stadler

St. Gallen: Vom roten zum grünen Papier

Dass sich ein Seelsorgerat einer Diözese, der zu einem wesentlichen Teil erneuert worden ist und dessen amtsälteste Mitglieder noch keine sechs Jahre dabei sind, allen Ernstes die Frage nach seiner eigenen Aufgabe und vor allem nach seiner Arbeitsweise stellen kann, ist legitim. So wurde im vergangenen Jahr eine Arbeitsgruppe bestellt, die zunächst eine Analyse des Ist-Zustandes vorgenommen und Vorstellungen für den Soll-Zustand ausgearbeitet hat. An der Tagung des Seelsorgerates vom 26. September 1981 in Buchs hat dieses «rote Papier» vorgelegen, welches mit einigen erläuternden Worten von Roman Weibel, Oberuzwil, vorgestellt wurde. Die anschliessende Diskussion beschränkte sich freilich fast ganz auf die Thesen zum Ist-Zustand. Die wenigen Ausblicke auf den von der Arbeitsgruppe vorgeschlagenen Soll-Zustand polarisierten sich auf die Modelle «unverbindliche Forumsarbeit» einerseits und «straffe Parlamentsarbeit» anderseits. Dass diese beiden Extreme nicht zu befriedigen vermochten, lag auf der Hand. Die Arbeitsgruppe nahm sich nochmals viel Zeit, zu überlegen, eine lebendige Ratsarbeit zu suchen, deren konkrete Resultate entweder an die Bistumsleitung oder an die Pfarreien weitergeleitet werden könnten.

An der Tagung vom 13. Februar 1982 in Jona im dortigen geräumigen und vielseitig verwendbaren Pfarreizentrum lag ein «grünes Papier» auf dem Tisch des Hauses. Dieses datiert bereits von Ende Dezember 1981 und schliesst mit den Wünschen für ein gutes 1982. In der Zwischenzeit konnten sich die Seelsorgeräte regionenweise mit dem darin enthaltenen Gedankengut vertraut machen. Roman Weibel wies in seinem Einführungsreferat darauf hin, dass ohne das erste rote Papier nie ein grünes entstanden wäre. Es gehe darum, eine lebendige Ratsarbeit zu suchen, deren konkrete Resultate entweder an die Bistumsleitung oder an die Pfarreien weitergeleitet werden können. In zehn Ziffern wurden Vorschläge unterbreitet. Man spürte, dass es nicht einfach darauf hinauslaufen sollte, jährlich viermal zu tagen, sondern vor allem, Mitverantwortung an den Sorgen des Bischofes zu übernehmen. Wohl wurde in der Diskussion, die sich weit in den Nachmittag hinein erstreckte, einem vermehrten Engagement in der Region das Wort geredet, doch anderseits auch beschlossen, an vier Sitzungen des Gesamtrates pro Jahr festzuhalten und keine Reduktionen vorzunehmen, wie erwogen worden war. Die ebenfalls zur Diskussion gestellte Bildung einer Art Geschäftsprüfungskommission wurde mit grossem Mehr abgelehnt. Hingegen sind die Mitglieder des Seelsorgerates ersucht worden, dem Jahresbericht des Bistums besondere Beachtung zu schenken, weil darin eine Vielzahl von sich dem Bischof und in den einzelnen Ressorts stellenden Problemen aufgezeigt und über ihre Arbeit sowie jene der verschiedenen Kommissionen ausführlich berichtet wird. Und ein Priester meinte, es gehöre mit zu den Aufgaben des Seelsorgerates, zur Sensibilisierung für die Beschlüsse des Bischofes im Volk beizutragen. Einem wachen Bewusstsein für die konkreten Anliegen wurde das Wort gesprochen.

Insgesamt darf die Aussprache als wertvoll und fruchtbar bezeichnet werden. Übrigens - wenn man die Liste mit den Themen durchsieht, welche seit Beginn der laufenden Amtsperiode behandelt wurden, dann braucht der Seelsorgerat der Diözese St. Gallen keine Minderwertigkeitsgefühle zu haben. Es sei nur an drei Beispiele erinnert, an die sehr sorgfältige und umfassende Vorbereitung des Schwerpunktthemas «Sozial-caritative Aufgaben», an die Überlegungen im Hinblick auf das Pastoralforum und schliesslich an die Diskussion über das Verhältnis von Kirche und Gesinnungspresse.

Eine Neuerung, die sich bereits bewährt hat, leitete die letzte Tagung des Seelsorgerates ein, ein Informationsblock über aktuelle Fragen und Probleme. Orientiert wurden die Ratsmitglieder von Dr. Richard Thalmann, Studentenpfarrer in St. Gallen, über die Weiterarbeit an den Impulsen und Ideen, welche an der Novembertagung des Rates in St. Arbogast eingebracht worden waren und die in Richtung «lebendige und missionarische Gemeinde» tendieren, von Ernst Mathies, Kirchberg, über die Zusammenkunft der Leiter der regionalen Treffen, und von Bischof Dr. Otmar Mäder über die Nacharbeit zum Pastoralforum, wie sie sich aus der Sicht der Bischofskonferenz ergeben könnte. Bischofsvikar Dr. Ivo Fürer und der Informationsbeauftragte, Arnold B. Stampfli, berichteten über die ersten Sitzungen der neuen Kommission «Kirche - Wirtschaft - Politik» bzw. «Kirche - Presse».

Schliesslich hat der Seelsorgerat, der unter dem Vorsitz von Dr. Karl Bauer, Abtwil, tagte, vom «Bildungskonzept der Diözese St. Gallen» zustimmend Kenntnis genommen und die Weiterbearbeitung gewünscht. Die folgenden Schritte sollen in einer Kommission getan werden, für welche die einzelnen Regionen bis Mai 1982 Vorschläge einzureichen haben. Die nächste Tagung des Seelsorgerates findet am 8. Mai 1982, die übernächste am 25. September 1982 statt.

Arnold B. Stampfli

Pastoral

Kreuz und Kreuz ist nicht dasselbe

«Wie haben wir das verdient?» – «Warum gerade jetzt?» – «Weshalb gerade so?» Fragen, hinter denen sich Angst oder Enttäuschung verbirgt. Fragen auch aus dem Mund ehrlich frommer Menschen. Jeder Seelsorger weiss, wie schwierig es oft ist, auf solche Fragen das rechte Wort zu finden, falls ein Wort überhaupt jetzt die richtige Antwort ist. Wir sollten helfen; doch wie können wir es?

Die Wahrheit als Formel

«Ich glaube... an Jesus Christus,... gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben, hinabgestiegen in das Reich des Todes.» In dieser Formulierung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses wird die ganze Lehre des Neuen Testaments über das Leiden und Sterben Jesu zusammengefasst. Aber dieser Satz will nicht bloss als Gedächtnisübung verstanden werden, um ein historisches Ereignis festzuhalten. Er ist mehr: ein Bekenntnis zur entscheidenden Heils*bedeutung* dieses Ereignisses.

Der unermüdlichste Verkünder dieser Wahrheit ist wohl der ehemalige «Eiferer für die Überlieferungen meiner Väter»[1], Paulus. Mit dem gleichen Eifer tritt er nun der judaisierenden Richtung innerhalb der Kirche entgegen, «damit Christi Kreuz nicht entwertet werde»[2]. – «Christus hat uns losgekauft vom Fluch des Gesetzes, indem er für uns zum Verfluchten wurde.»[3] – «Mir sei es fern, mich anders zu rühmen als im Kreuz unseres Herrn Jesus Christus.»[4] Jesus Christus hat Juden und Heiden «eins gemacht, um... beide mit Gott in seinem einen Leib zu versöhnen: durch das Kreuz»[5]. In jedem dieser Sätze zittert die Erschütterung des «Konvertiten» nach, die das Erlebnis vor Damaskus und die Denkpause in «Arabien» gebracht hatten.

Die Erschütterung der ersten Generationen ist verflogen. Doch die Wahrheit, die sie bekannten, ist geblieben – in der Formel des Glaubensbekenntnisses. Vermögen wir es überhaupt noch «existentiell» zu rezitieren? Ein Blick in die sonntäglichen Gemeinden – und vielleicht ins eigene Herz – lässt Zweifel aufkommen. Trotz menschlicher Schwäche gilt aber: Wir bekennen uns zu Jesus als dem Gekreuzigten. Und irgend einmal nimmt Gott dieses Wort ernst. Es wird zum existentiellen Wort in der Nachfolge.

Wahrheit als erlittene Wahrheit

Man darf einem durchschnittlichen Christen zutrauen, dass er erfasst hat, was er im Glaubensbekenntnis betet. Man darf sogar annehmen, dass er es dankbar betet. Er dankt für ein Geschehen, das hinter ihm liegt. Was aber tut er, wenn die Wahrheit in seiner eigenen Person zur Wirklichkeit wird? Wenn über ihn «die Macht der Finsternis»[6] kommt? Wenn der Schmerz sich im eigenen Körper festsetzt? Zukunftsträume sich wie Nebelfetzen verflüchtigen? Das «Unausweichliche» zur Tatsache wird? Der Mensch erschrickt und wird immer erschrecken, wenn ihm die Grenzen seiner Existenz schlagartig ins Bewusstsein treten. Wenn das Kreuz Christi nun auch sein Kreuz werden soll. Denn die Zustimmung zu einer Wahrheit und das Erfahren der Wahrheit, sie liegen auf zwei verschiedenen Ebenen. Das galt selbst für Jesus. Die Passionsberichte der Evangelien sagen es uns deutlich. Wie nun kann der Mensch die Wahrheit des Leidens und Sterbens erfahren, ohne daran zu zerbrechen?

Isolation oder Solidarität?

Der Leidende fühlt sich getrennt von den Nichtleidenden. Leiden isoliert, mag einer nun seelisch oder körperlich leiden, oder beides in einem erfahren. Hier bietet sich eine erste Möglichkeit zur Hilfe an: Der Kranke oder Leidende soll erfahren können, dass ihn die andern nicht im Stiche lassen. Dass sie ihn annehmen, ihn begleiten, ihm nach ihren Möglichkeiten helfen wollen. Und wer als gläubiger Mensch Hilfe bringen will, kann nichts Besseres tun, als einmal seine ganze Menschlichkeit ins Spiel zu bringen. Das ist für ihn die Art der Jesusnachfolge. Jesus ist auf die Leidenden zugegangen, um sie so die Nähe Gottes erfahren zu lassen. Wenn es zu helfen galt, hat er sich nicht auf fromme Redensarten hinausgeflüchtet. Was er dann sonst noch zu sagen hatte, das freilich sagte er dann mit befreiender Vollmacht. Das Gleiche in seinem Namen zu sagen, steht nur wenigen zu.

Doch weit schwerer als die Trennung von Menschen erfährt der gläubige Mensch die Trennung von Gott. Denn sie greift bis in die Wurzel seines Wesens, scheint in ein namenloses Nichts zu schleudern. Johannes vom Kreuz hat diese Erfahrung in der «Dunklen Nacht des Geistes»[7] geschildert, soweit menschliche Worte es überhaupt vermögen. Welcher Art auch immer solche Erfahrung sein mag, Jesus hat sie für uns alle hinausgeschrien: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?»[8]

Gerade in diesem Jesusruf wird für den gläubigen Menschen die Brücke sichtbar, die aus dieser Trennung herausführt: «Indem der Mensch seine Not in der Form des verzweifelten Schreies, der Klage oder der Bitte aus sich entlässt und sie vor *Gott* stellt, ist ihr der tiefste Stachel, ihre Ausweglosigkeit und Dunkelheit, bereits gezogen.»[9] Der Blick auf den leidenden oder gekreuzigten Herrn, das Reden mit ihm machen allein das scheinbar Unmögliche möglich: Das eigene Leiden als unvertretbare Aufgabe anzunehmen und mit dem mitleidenden Herrn sich zu vereinen. Der Aussenstehende freilich kann diesen Weg nicht mitgehen. Er kann nur durch sein Dasein und seine Fürbitte begleiten. Und darin eben wird nochmals Jesus, wenn auch in anderer Weise, erfahrbar. Es gehört wohl zum Eindrücklichsten seelsorglicher Erfahrung, zu welcher Reife sogenannte «einfache» Gläubige heranwachsen; wie sie ihr Leiden in Solidarität mit andern und als Teilhabe am Leiden Gottes liebend annehmen können. Hier wird der Satz des Credo zur existentiellen Wahrheit. Erträglich aber wird dieser Vollzug nur in der Hoffnung: «Am dritten Tag auferstanden von den Toten».

Wo Gott am Werk ist, hat der Mensch zu schweigen. Doch der Mensch als Mitmensch ist eingeladen, durch seine Teilnahme und Fürbitte mitzuwirken, «dass alle Menschen, die ein Kreuz tragen müssen, die Nähe Jesu Christi spüren lernen»[10].

Markus Kaiser

[1] Gal 1,14.
[2] 1 Kor 1,17.
[3] Gal 3,13.
[4] Gal 6,14.
[5] Eph 2,14–16.
[6] Lk 22,53.
[7] Johannes vom Kreuz, Die dunkle Nacht, Johannes Verlag, Einsiedeln 1978.
[8] Mk 15,34.
[9] Gisbert Greshake, Der Preis der Liebe, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1978, 63.
[10] Allgemeine Gebetsmeinung für März 1982.

Die Glosse

Korruption – die Plage Nummer eins

Diese Gedanken entstanden nach Begegnungen in der Dritten Welt, erhalten zusätzliche Aktualität angesichts der Berichte über die Grosskorruption in den indischen Gliedstaaten Bihar und Maharastra. Sie möchten von daher auf einen besonderen Aspekt christlicher Entwicklungshilfe hinweisen.

Das zunehmende Nord-Süd-Gefälle

Es gehört zu den erschreckenden Tatsachen unseres Zeitalters, dass trotz manchen Anstrengungen vor allem auch von privater Seite der Abstand zwischen den wirtschaftlich reichen Ländern und den armen Gebieten der Dritten Welt ständig gewachsen ist und sogar noch weiter zunimmt. Unter dem Stichwort «Nord-Süd-Gefälle» von besorgten Zeitgenossen benannt, sucht man nach Gründen für diese Ungleichgewichte, denen offenbar mit Hilfsprogrammen trotz gutem Willen und verbesserten Methoden einfach nicht beizukommen ist. Wären nämlich die Ursachen erst einmal genau bekannt, könnte die Bekämpfung des Übels einsetzen, und manche meinen, der eigentlichen Ursache auch auf der Spur zu sein.

Die «Multis» als Ursache?

Die grenzüberschreitende Geschäftstätigkeit multinationaler Konzerne, deren Hauptsitze praktisch durchwegs in den reichen Ländern, das heisst in Europa, Nordamerika und Japan liegen, führt dazu, dass Rohstoffe und billige Arbeitskraft in den armen Ländern genutzt werden, Ertrag und Gewinn aber in die Zentren zurückfliessen, so sehr, dass Investitionskapital, ja oft sogar die einfache Konsumkraft an der Peripherie fehlt. Nach diesem «Zentrum-Peripherie-Gesetz», wie es vor allem vom Norweger J. Galtung erarbeitet worden ist, wird die Peripherie so zielstrebig zu Gunsten der Zentren ausgebeutet, ganz ähnlich, wie der kapitalistische Fabrikherr vor einem Jahrhundert in Europa seine Arbeiter ausbeutete und zu Proletariern machte. Damit scheint klar, wo der Hebel angesetzt werden muss: die Wirtschaftsstrukturen müssen geändert, die Macht der Multis und des diese deckenden Bankensystems muss gebrochen, entsprechende politische Interessenverflechtungen müssen enthüllt werden.

Nun steht sicher ausser Zweifel, dass es skrupellose Ausbeutung durch multinationale Konzerne gibt: die Tätigkeit der sogenannten Agrobusiness in den mittelamerikanischen Bananenrepubliken ist dafür eines der bekanntesten Beispiele; aber auch der Ananasanbau auf den Philippinen wird selbst von soliden Wirtschaftsberichterstattern sehr kritisch beurteilt, und die politischen Machenschaften des aus den USA stammenden ITT-Konzern machten seinerzeit zu Recht Schlagzeilen. Aber selbst wenn sich die Liste solcher Tatsachen leicht verlängern liesse und auch dann noch vieles geheim bliebe (was leider sicher zutrifft), stellt sich noch immer die Frage, ob eine solche auf einem einzigen bestimmenden Grund sich beschränkende Erklärung zutrifft, oder ob nicht noch andere Faktoren eine bestimmende Rolle spielen. Gerade eine christliche Ethik wird realistisch diese Fragen zu stellen haben und sich nicht mit zwar richtigen, aber in der Vereinfachung einseitigen Antworten zufrieden geben dürfen.

Weitere Fragen

Wer diese Frage stellt, will also nicht für die Tätigkeit multinationaler Konzerne einfach grünes Licht geben, schon gar nicht, wenn er sich ihr als christlicher Ethiker stellt. Wenn in einer Arbeitsgruppe «Kirche-Wirtschaft» in der Schweiz nach Richtlinien für ein vor Gerechtigkeit und Menschlichkeit verantwortbares Verhalten der Multis in einem sehr offenen Dialog gesucht wird, dann sicher nicht, weil man der Ansicht wäre, es gebe da eigentlich wenig zu verbessern. Wenn von kirchlicher Seite in der Kommission «Justitia et Pax» kritische Studien zur Bankeninitiative angestellt werden, dann geschieht dies aus einem ähnlich gelagerten Problembewusstsein. Wohl aber meint der, welcher so frägt, dass eine solche nur einen Grund nennende, also «monokausale» Erklärung der Wirklichkeit nicht zu genügen vermag, ja dass sie unter Umständen sogar den Verdacht anderweitig interessierter Veränderungsideologien wecken kann.

Dabei bringen einen Beobachtungen wie etwa die folgenden zum Fragen: Wie kommt es, dass ausgerechnet Indien, wo der Einfluss multinationaler Firmen relativ gering ist, noch immer so extrem weit zurückliegt? Wie ist es zu erklären, dass auf den Philippinen, wo Gesetze die Kapitalflucht verbieten und beileibe nicht alle Betriebe international kontrolliert sind, trotz aller legal möglichen Kontrollmassnahmen die erwirtschafteten Erträge doch nicht im Land bleiben? Wie können rechtmässig entrichtete und quittierte Steuern in Brasilien trotzdem einfach verschwinden? Alles Fragen, auf die man auch in einem Brandt-Bericht kaum aufschlussreiche Antworten erhält.

Korruption – die grosse Plage

Jeder, der diese Fragen auch nur mit einiger Erfahrung «vor Ort» hört, wird als Antwort stets nur ein Wort finden: «Korruption». «Das grösste Problem Brasiliens sind nicht die Multis, unser grösstes Problem ist die Korruption», sagte in einem Gespräch an der Luzerner Theologischen Fakultät vor einem Jahr der bekannte Bischof der Vorstadt von Rio de Janeiro, Nova Iguacu, Adriano Hippolito. Gemeint ist damit der skrupellose, von keiner sozialen Verantwortung getrübte Wille, die eigenen Möglichkeiten von Einfluss und Macht, geschäftlich wie politisch so weit als irgendmöglich zu nutzen; kurzfristig den grösstmöglichen Profit einzustreichen ohne Rücksicht auf die Folgekosten für Umwelt und Bevölkerung und langfristig im Ausbau dieser Möglichkeiten: ihn umzuwandeln zu festen Privilegien für sich und seine Familie. Wer die so errungenen sozialen Stellungen in Frage stellt, und mag er damit noch so im Recht sein, wird, so fest es immer geht, zurückgebunden und wenn immer möglich als Revolutionär gebrandmarkt.

So wird der indischen Schwester, die den Fall eines vergewaltigten Mädchens auch dann vor Gericht zieht, als feststeht, dass der Bursche der Sohn eines politischen Notablen ist, die Genehmigung ihrer Schule plötzlich in Frage gestellt, und der amerikanische Pater, der die Missachtung der Mindestlohn-Vorschriften durch den Besitzer einer philippinischen Zuckerfabrik zu nennen wagt, wird nach einem Aufenthalt in seiner Heimat am Flughafen abgefangen und als unerwünschter Ausländer zurückgeschoben. Zwei Beispiele, die für unzählige stehen, für solche, die bekannt werden, aber in einer zensurierten Presse untergehen, wie für solche, die nie auffliegen.

Immer aber steht dahinter ein offensichtlicher Mangel an sozialer Verantwortung. Was zählt, das ist das eigene Interesse, zumeist wohl nicht das rein individuelle, aber doch dasjenige der Familie, der Sippschaft, des Clans. Die soziale Stellung gilt als Schicksal. Ist sie schlecht, dann gilt sie, wenn nicht wie in Indien als eine notwendige Stufe in der Folge der Wiedergeburten auf dem Weg zum Nirwana, so doch als eine Möglichkeit, sich durch Geduld und Ausharren den Himmel zu verdienen. Auflehnung oder Rebellion gegen das Schicksal sind jedenfalls nicht angezeigt; die Privilegien der Mächtigen sind entsprechend auch durch die Religion gesichert. Wer da darauf hinweist, dass eine solche Auffassung der christlichen Botschaft widerspricht, dass sie Religion zum «Opium des Volkes» degenerieren lässt, wird unbequem. Als lästigen Ausländer,

der dem alten kulturellen Erbe widerspricht, oder gar als subversiver Diener fremder Mächte, versucht man ihn abzuschieben, mundtot zu machen oder ganz einfach loszuwerden, um das System zu erhalten, das weitgehend noch feudale, vorkapitalistische Strukturen und so keine eigentliche Dynamik aufweist. Kurz: man versucht konservativ die Privilegien weniger, denen selbst brutale Korruption als normaler Tribut erscheint, mit allen Mitteln zu bewahren.

Folgerungen

All dies bedeutet nun freilich nicht, dass mit dem Hinweis auf diese zum Teil auch ideologisch breit abgestützte Privilegien- und Korruptionsstruktur die Probleme des Nord-Süd-Gefälles schon voll erklärt wären und damit die Mitverantwortung der reichen Länder und der in ihnen domizilierten Multis einfach entfallen könnte. Dies wäre erneut eine ungenügende, weil monokausale Erklärung, die einem komplexen, nicht nur wirtschaftlich, sondern auch geschichtlich kulturell bedingten Phänomen keinesfalls gerecht zu werden vermöchte. Wohl aber bedeutet es, dass eine realistische christliche Sozialethik und die sich daraus ergebende Politik der Tatsache solcher Korruption wird Rechnung tragen müssen, ja sie vielleicht sogar – und hier entsprechend der Beurteilung jenes brasilianischen Bischofs – als erstrangigen Faktor zu betrachten hat.

Dies ist unangenehm; denn es heisst, den Finger auf eine meist trotz aller ideologischen Verschleierung irgendwie empfundene Schwachstelle des andern legen und damit das Risiko der Beleidigung laufen zu müssen, was natürlich bei Geschäftsbeziehungen besonders belastend wird. Trotzdem (und hier sind multinational tätige Firmen auch dort in die Verantwortung gefordert, wo sie nicht direkt oder komplizenhaft schrankenlose Ausbeutung betreiben) verlangen Gerechtigkeit und Humanität, dies so zu berücksichtigen, dass gegebenenfalls sogar der Verzicht auf einen sonst guten Abschluss in Kauf genommen werden muss. Natürlich wird dann vielleicht ein anderer das Geschäft machen; wer aber bewusst versucht, die sozial aufbauenden Kräfte zu stützen (und sie nicht vielleicht ganz und gar unerwünschten Kräften überlässt), wird wohl langfristig selber daraus Nutzen ziehen. Der Ruf, dass gewisse Geschäfte sich mit dem oder jenem so nicht abwickeln lassen, ist wohl der schlechteste nicht. Jedenfalls wird christliche Ethik hier wie dort auf solche Verpflichtungen gelegen oder ungelegen hinzuweisen haben.

Neben dieser Unterstützung, die von Leuten wie dem genannten Bischof Hippolito von unserer Seite dringend erwartet und in Ansätzen auch da und dort schon versucht wird, sind es aber vor allem Initiativen in diesen Ländern selber, die unsere Unterstützung verdienen. Christliche Schulen haben dort fast überall wegen ihrer hohen pädagogischen Qualität einen guten Ruf, der oft die eigenen Kreise bei weitem sprengt. Dennoch ist von einer bewussten Erziehung vorab der Eliten zu einer eigentlichen sozialen Verantwortlichkeit noch viel zu wenig zu spüren. Von den privilegierten Schichten schon kritisch wahrgenommene Ansätze gibt es zwar auch da; sie tatkräftig zu fördern, besonders auch dort, wo sie für die Betroffenen finanzielle Nachteile bringen, ist eine Aufgabe, die christlichen Hilfswerken wohl künftig vermehrt zufallen wird, dies übrigens neben der Förderung möglichst objektiver Studien zur sozial ökonomischen Situation, die nicht einfach ideologische Modelle meist neomarxistischer Prägung simplifiziert anwenden, sondern der wirklichen Komplexität Rechnung zu tragen versuchen. Denn nichts schadet der Geissel der Korruption mehr als die kritische Offenlegung objektiver Wahrheiten.

Franz Furger

Neue Bücher

Gestalten der Reformationszeit

Lebendigkeit und Eigentümlichkeit der Geschichte des Reformationszeitalters wurzeln in elementarer Weise in Persönlichkeiten wie Martin Luther, Huldrych Zwingli, Johannes Calvin, Kaiser Karl V., Ignatius von Loyola und ihren bedeutendsten Mitstreitern: in Persönlichkeiten also, welche die reformatorische Bewegung ausgelöst, getragen und auf je ihre Weise geprägt oder als religiöse Neuerung in vorderster Front bekämpft haben. Herausragende Gestalten jener grundstürzenden, das geistige Antlitz Europas zutiefst verändernden Epoche biographisch zu erschliessen, ist das Ziel der beiden vorliegenden[1], vom Giessener Kirchenhistoriker Martin Greschat herausgegeben Bände, mit denen ein auf insgesamt zwölf Bände angelegtes Sammelwerk «Gestalten der Kirchengeschichte» zu erscheinen beginnt.

Zur Darstellung kommen 33 Persönlichkeiten, und es ist dem Herausgeber gelungen, für die Bearbeitung dieser biographischen Porträts zahlreiche Fachgelehrte zu gewinnen. Die Beiträge, allesamt sehr sorgfältig und aus bester Kenntnis der Materie heraus verfasst, sind zu einem nicht geringen Teil Ergebnis und Zusammenfassung: Ertrag jahrelanger intensiver Forschungstätigkeit. Um dem Leser den Zugang zu den einzelnen vorgestellten Persönlichkeiten, die als Kinder ihrer Zeit natürlich auch in vielfältige Traditionen eingebunden waren und nur innerhalb der Denk- und Ausdrucksformen ihres Jahrhunderts sich bewegen konnten, zu erleichtern, beleuchtet der Herausgeber in einer knappen, aber perspektivenreichen Einleitung die kulturellen, geistigen, religiösen Stimmungen und Tendenzen, die der Reformation den Boden bereitet haben und auch für ihre Entwicklung in beträchtlichem Mass bestimmend geblieben sind; er bietet Einblick in die wechselvolle, verworrene politische und kirchenpolitische Situation des 16. Jahrhunderts, er zeigt die damals herrschenden sozialen und ökonomischen Strukturen auf: Er lenkt mit anderen Worten den Blick auf die überindividuellen Gegebenheiten und Vorgegebenheiten der Epoche, ohne die das Individuum nicht ist und nicht verstanden werden kann, ohne die somit auch ein Verständnis der Wegbereiter und der Vorkämpfer der Reformation wie der ihnen entgegenwirkenden Kräfte nicht möglich ist.

Die Reformatoren

Dass es sich bei ihnen aber nichtsdestoweniger um höchst ausgeprägte Individualitäten gehandelt hat, die nichts weniger als in jenen «objektiven» Gegebenheiten aufgegangen sind, vielmehr in sie verändernd eingegriffen haben, illustrieren eindrucksvoll die nun folgenden Einzelporträts. Im Mittelpunkt stehen selbstverständlich die eigentlichen Bahnbrecher der Reformation: Wilfried Joest zeichnet den Wittenberger Reformator Dr. Martin Luther nicht so sehr im Rahmen seiner öffentlichen Wirksamkeit, sondern im Licht seiner theologischen Grundgedanken und ihrer Entwicklung. Gottfried W. Locher schildert auf dem Hintergrund des besonderen politischen Zustands der damaligen Eidgenossenschaft mit bemerkenswerter Einfühlungskraft Leben und Werk, Charakter, «Gestalt» und Ausstrahlung des Zürcher

[1] Martin Greschat (Hrsg.), Die Reformationszeit, 2 Bände (= Gestalten der Kirchengeschichte V–VI), Stuttgart (Verlag W. Kohlhammer) 1981, 356 und 336 Seiten. Folgende Bände, neben den beiden der «Reformationszeit» gewidmeten, sind geplant: I–II: «Alte Kirche», III–IV: «Mittelalter», VII–VIII: «Orthodoxie und Pietismus. Die Aufklärung», IX–X: «Die neueste Zeit», XI–XII: «Päpste».

Reformators Huldrych Zwingli. Aus der Feder Richard Stauffers stammt das nicht weniger plastische Bild des Genfer Reformators Johannes Calvin, eines Mannes schon der zweiten Generation, der aber als theologischer Denker und auf Grund seiner aussergewöhnlichen organisatorischen Fähigkeiten den «Initiatoren» der ersten Stunde an Bedeutung keineswegs nachsteht (wenn auch sein Einfluss auf die spätere reformierte Theologie überschätzt worden zu sein scheint und jedenfalls nicht an den Einfluss Luthers im Bereich der lutherischen Orthodoxie heranreicht).

Förderer der Reformation

Um diese drei Grossen der reformatorischen Bewegung als die Urheber und Repräsentanten sozusagen dreier unterschiedlicher Konzeptionen reformatorischer Theologie und darauf gründenden Kirchenverständnisses gruppieren sich nun jene, die – wiewohl im Schatten der Grossen stehend – durch ihren ganz persönlichen Einsatz und meist auch durch ihren ganz persönlichen theologischen Beitrag wesentlichen Anteil gehabt haben an der breiten Durchsetzung und schliesslichen Festigung der Reformation. Da ist Johannes Bugenhagen aus Pommern († 1558), Dr. Pomeranus genannt, der lebenslange Beichtvater Luthers, ein charismatischer, stets um Ausgleich bemühter Seelsorger, massgeblicher Förderer der Reformation im Norden (Hamburg), ein unermüdlich tätiger Visitator und Kirchenorganisator; da ist Philipp Melanchthon († 1560), ein hochgebildeter Humanist und eigenständiger theologischer Kopf, vielleicht der feinste Charakter unter den Reformatoren, Verfasser der «Confessio Augustana» (1530); und da sind die reformatorischen Vorkämpfer von mehr lokaler Wirksamkeit: der Strassburger Reformator Martin Bucer († 1551), ehemaliger Dominikaner, ein Mann der Vermittlung – wie die neuere Forschung zeigt –, dem die Einheit der reformatorischen Bewegung ein tiefes Anliegen war; neben ihm die überragende Gestalt des Strassburger Stettmeisters Jakob Sturm († 1553), der nicht nur in Strassburg der Reformation zum Sieg verhalf, sondern auch als Vertreter seiner Stadt über neunzig Mal auf Reichstagen und Tagungen die Sache der Reformation verteidigte; der Nürnberger Reformator Andreas Osiander († 1552), Prediger bei St. Lorenz, als Theologe eher ein Aussenseiter und sich in zunehmendem Mass isolierend – er verliess gegen Ende seines Lebens nach 28jähriger Tätigkeit Nürnberg, um in Königsberg (wo er auch starb) nochmals einen Neuanfang zu suchen; endlich Johannes Brenz († 1570), der führende Reformator der Reichsstadt Schwäbisch Hall, später Propst in Stuttgart, in Südwestdeutschland wohl der treueste Schüler Martin Luthers, der ein umfängliches exegetisches Werk hinterlassen hat, darin die Gedanken seines Lehrmeisters selbständig weiterentwickelnd, und neben Bugenhagen als einer der grossen Architekten der lutherischen Kirche anzusehen ist.

Als eine Gestalt eigenen Zuschnitts erscheint der Basler Reformator Johannes Oekolampad († 1531): Während seiner Heidelberger Studentenzeit im Bannkreis der von mystischen und frühhumanistischen Ideen getragenen Reformbewegung Jakob Wimpfelings, dann unter dem Eindruck des Erasmus von Rotterdam stehend, stiess er erst nach mancherlei Umwegen zur Reformation, entwickelte sich aber zu einem theologischen Denker und Lehrer ersten Ranges, ohne freilich in Basel je zu der Autorität sich erheben zu können, die Zwingli in Zürich und über Zürich hinaus errang. Auch blieb ihm ein kongenialer Nachfolger versagt, während Zwingli – nach seinem Tod in der Schlacht bei Kappel 1531 – in dem noch jungen Heinrich Bullinger († 1575) und Calvin in Theodor Beza († 1605), seinem ersten «Jünger», ebenso energische wie umsichtige Fortsetzer ihres Lebenswerkes fanden.

Der linke Flügel

Von den Vertretern des linken Flügels der Reformation, die sich dem Täufertum und Spiritualismus zuwandten oder doch diesen schwärmerischen Bewegungen nahestanden bzw. sie beeinflussten, sind dargestellt: Balthasar Hubmaier, der einzige wirklich gebildete Theologe in den Anfängen des Täufertums, der 1528 auf dem Scheiterhaufen endete; Caspar Schwenckfeld († 1561), der vor allem in Liegnitz wirkte und dessen spiritualistische Gedanken später das Quäkertum und den Pietismus beeinflussten; der aus Schwäbisch Hall stammende Kürschner Melchior Hoffmann († 1543), dessen apokalyptische Visionen breite Beachtung fanden; Thomas Müntzer, der – in scharfer Gegnerschaft zu Luther – eine Art demokratisch gefasster Theokratie erstrebte, in der Konsequenz seiner Überzeugung an der Spitze eines Bauernheeres in den Bauernkrieg zog und vor den Toren Mühlhausens hingerichtet wurde (1525); Sebastian Franck († 1542), ein im Grunde über den Parteien stehender Einzelgänger, der seinem Ideal einer unsichtbaren Geistkirche lebte und am Ende seines Lebens als Buchdrucker in Basel eine Bleibe fand. Und diesem Kreis ist wohl auch zuzuzählen Andreas Bodenstein von Karlstadt († 1541), ein unruhiger Geist und Vorläufer des Pietismus, der in seinem letzten Lebensjahrzehnt, bedächtiger geworden, als Pfarrer in Altstätten, als Diakon am Zürcher Grossmünster, schliesslich als Universitätsreformer in Basel wirkte.

Von den Fürsten,

die durch ihr Einschwenken auf die Reformation deren Gang entscheidend mitbestimmt haben, sind dargestellt Landgraf Philipp von Hessen († 1561) und Moritz von Sachsen († 1553), zwei durchaus schillernde Charaktere. Ein Porträt ist dem Maler Lukas Cranach († 1553) gewidmet, der seine künstlerischen Talente wie kein zweiter in den Dienst der Reformation gestellt hat.

Zwei Gestalten – beide Schüler Melanchthons – repräsentieren die Zeit der «Spätreformation»: Matthias Flacius Illyricus († 1575), unter anderem Anreger und Leiter der in Gemeinschaftsarbeit entstandenen ersten protestantischen Kirchengeschichte, der sogenannten Magdeburger Centurien, und Martin Chemnitz († 1586), als Mitschöpfer der Konkordienformel einer der Väter der lutherischen Orthodoxie, berühmt geworden auch durch seine (wiederholt nachgedruckte) Polemik gegen das Trienter Konzil.

Gedacht ist ferner zweier wichtiger geistiger Wegbereiter der Reformation: des Humanisten Johannes Reuchlin († 1522), des Begründers der neuzeitlichen Hebraistik, und des Erasmus von Rotterdam († 1536), die beide freilich trotz ihrer Kritik am Zustand der alten Kirche sich doch von der Reformation als einer Revolution gegen die Kirche entschieden distanzierten. Desungeachtet erblickten aber nicht wenige Reformatoren der ersten Generation in ihnen in gewisser Weise ihre geistigen Väter. Dem Umkreis der Humanisten ist wohl auch zuzuweisen der Reichsritter Ulrich von Hutten, Dichter, Pamphletist und Verfasser der «Dunkelmännerbriefe», leidenschaftlicher Fahnenträger deutscher Freiheit (vom «römischen Joch»). 1523 starb er, erst 35 Jahre alt, auf der Insel Ufenau im Zürichsee.

Gegenreformation und Katholische Reform

Der breiten Fächerung auf der Seite der Reformation steht freilich nur eine schmale (keineswegs repräsentative) Auswahl von Vertretern der Gegenreformation und Katholischen Reform gegenüber: Karl V., vielleicht doch die bedeutendste (und zugleich tragischste) Persönlichkeit unter den Kaisern des Heiligen Römischen Reiches zumindest in der Neuzeit; der Ingolstädter Theologieprofessor Dr. Johannes Eck († 1543), der schärfste theologische Gegen-

spieler Luthers und der gesamten Reformation; Bischof Julius Plug von Naumburg-Zeitz († 1564), Verfasser des Augsburger Interims (1548), der bis ans Ende seines Lebens allen Rückschlägen zum Trotz die Hoffnung auf eine kirchliche Wiederversöhnung nicht aufgeben wollte; Johannes Gropper († 1559), der sich tatkräftig um die Rekatholisierung und kirchliche Erneuerung im Erzstift Köln mühte (und als designierter Kardinal in Rom starb); Thomas More († 1535), Humanist und Lordkanzler Heinrichs VIII. von England, der für seine katholische Überzeugung in den Tod ging – Geoffrey Rudolph Elton widmet ihm eine sorgfältig differenzierende Charakteristik; schliesslich noch Ignatius von Loyola († 1556), der Gründer der Gesellschaft Jesu, deren Mitglieder sich in besonderer Weise um die Durchführung einer innerkirchlichen Reform im Sinne des Konzils von Trient verdient gemacht haben.

Biographische Sammelwerke unterliegen stets dem Zwang der Beschränkung, und natürlich kann man über die in ihnen getroffene Auswahl immer auch streiten. Was die beiden vorliegenden Bände anlangt – deren Titel «Reformationszeit» zweifellos einen biographischen «Querschnitt» der ganzen Epoche intendiert –, so handelt es sich bei ihnen jedenfalls sichtlich um eine «evangelische» Auswahl. Aber auch wenn der katholische Leser in dem Werk manchen ihm bedeutsamen Namen vermisst, wird er es dennoch nicht ohne Gewinn aus der Hand legen. Die Lektüre der durchweg allgemeinverständlich geschriebenen, gut lesbaren und im übrigen reich bebilderten Beitragsfolge vermag, eben weil an Persönlichkeiten orientiert, ein tieferes Verständnis der Reformation, ihrer Voraussetzungen, ihrer Anliegen zu wecken, bisher vielleicht übersehene geistige Zusammenhänge aufzudecken und damit durchaus neue Perspektiven der Erkenntnis, des Urteils zu eröffnen. Dem Religionslehrer beispielsweise ist das Werk sicherlich eine nützliche Hilfe für den Unterricht, dem Studierenden eine lebendige Einführung in die Reformationsgeschichte. Und die jedem Beitrag angefügten Quellen- und Literaturhinweise erleichtern dem interessierten Leser ein weiterführendes Studium der einen oder anderen vorgestellten Persönlichkeit.

Manfred Weitlauff

Hinweise

Die zeitlich richtig angesetzte Osternachtfeier

Wenn man letztes Jahr in der Karwoche die Pfarrblätter der einzelnen Pfarreien studierte, konnte man fast durchwegs feststellen, dass die Osternachtfeier um 20 Uhr festgesetzt wurde. Das bedeutete bei der in der Schweiz erstmals eingeführten Sommerzeit aber, dass die Osterkerze noch bei Tageslicht entzündet wurde und die Symbolik des «Lumen Christi» kaum zum Ausdruck kam.

Offenbar hatte man dieser Tatsache zu wenig Rechnung getragen. Dabei wurde in der Kirchenzeitung genügend früh durch einen eigenen Hinweis darauf aufmerksam gemacht («Osternachtfeier und Sommerzeit» SKZ 8/81, S. 118f). Haben wir denn schon vergessen, dass es ein Grundanliegen der liturgischen Bewegung war, den einzelnen gottesdienstlichen Feiern wieder ihre richtige Stunde zurückzugeben? Was für eine Freude war es doch, als die Ritenkongregation es 1951 erstmals ermöglichte, die Ostervigil wieder wirklich zu der ihr zukommenden Zeit zu feiern. Es war die erste liturgische Neuordnung noch vor dem Konzil.

Die Osternachtfeier ist, wie ihr Name sagt, eine Feier in der Nacht. Schon Israel nannte diese Nacht «eine Nacht des Wachens für den Herrn» (Ex 12,42). Daher heisst es in der Grundordnung des Kirchenjahres, die 1969 erlassen wurde: «Die Ostervigil soll als nächtliche Feier gehalten werden, das heisst erst nach Anbruch der Dunkelheit beginnen» (Nr. 21). Nur so kann die Osterkerze wirklich zu einem Zeichen des Sieges Christi über Sünde und Tod werden, wenn ihr Licht das Dunkel erhellt. Aber die Finsternis muss zuerst spürbar sein, um die Wirkung des erhellenden Lichtes um so mehr erfahren zu können. Der Gottesdienstteilnehmer sollte also nicht immer mehr vom Tageslicht ins Dunkel der Nacht geführt werden, sondern eher umgekehrt aus der Finsternis der bestehenden Nacht zum Licht, das die Osterkerze verbreitet.

Bei der Festsetzung des Beginns der Osternachtfeier ist also darauf zu achten, dass in diesem Jahr am Karsamstag die Sonne bei Sommerzeit um 20.09 Uhr (19.09 MEZ) untergehen wird. Das heisst, dass es nach der Dämmerung erst gegen 20.45 dunkel sein wird. Es wäre also sinnvoll, frühestens um 20.45 Uhr mit der Feier zu beginnen. Die Auferstehungsfeier sollte ja nicht einfach nur eine «Vorabendmesse» sein.

Ein kleiner Hinweis noch: Falls während der Feier die 7. Lesung aus dem Buch Ezechiel vorgelesen wird, sollte die zweite Hälfte des 17. Verses ausgelassen werden, in der das schlechte Verhalten der Israeliten mit der monatlichen Unreinheit der Frau verglichen wird (Ez 36,17b). Sehr zum Missfallen vieler die Osternachtfeier besuchenden Frauen achten leider die Lektoren nicht darauf. Diese Stelle kam aus Unachtsamkeit in den als ersten herausgebrachten Lektionarsband des Lesejahres B, in dem wir uns dieses Jahr gerade befinden, und wird in der Neuauflage des Lektionars B wie schon in den Erstauflagen der andern Lektionare nicht mehr vorkommen.

Thomas Egloff

Geistliche setzen sich ein für gefangene Kollegen

Seit drei Jahren beteiligen sich etwa 120 evangelische und katholische Pfarrer und Theologen des Kantons Zürich an Briefaktionen von *Amnesty International* zugunsten gefangener Berufskollegen verschiedenster Länder. Wir sind in unserer Berufsgruppe der Meinung, es wäre gut, auch in andern Regionen der Schweiz Berufskollegen für diese Arbeit zu gewinnen. Ansätze dazu sind bereits vorhanden. Entsprechende Berufsgruppen existieren auch für Ärzte, Juristen, Lehrer, Journalisten und Gewerkschafter.

Zur Entstehung von Amnesty International

Die Bewegung begann mit einem Zeitungsartikel. Am 28. Mai 1961 erinnerte der englische Rechtsanwalt Peter Benenson im Londoner «Observer» an jene Menschen, die in zahlreichen Ländern der Welt allein ihrer politischen, religiösen oder sonstigen Überzeugung wegen, oder aufgrund ihrer ethnischen oder rassischen Zugehörigkeit, verfolgt und in Gefängnissen oder Lagern festgehalten werden. Benenson nannte diese Gefangenen «die vergessenen Gefangenen». Das Echo auf diesen Artikel war so stark, dass bald darauf eine internationale Bewegung für politische Gefangene, eben Amnesty International, gegründet wurde. Aus diesen Anfängen entwickelte sich schnell eine weltweit anerkannte Organisation.

Die Grundprinzipien dieser Hilfsorganisation

Amnesty International setzt sich ein für die Freilassung und Unterstützung von Gefangenen, die wegen ihrer Überzeugung

verfolgt werden, gleichgültig welcher Herkunft, Sprache oder Religion sie sind. Einzige Bedingung ist, dass der betreffende Gefangene Gewalt weder angewendet noch befürwortet hat. Im weitern setzt sich Amnesty International für die Abschaffung von Folter und Todesstrafe ein. Sie verlangt menschenwürdige Haftbedingungen, korrekte Gerichtsverhandlungen, Freilassung im Falle unbegründeter Inhaftierung. Sie sucht diese Ziele auf verschiedenen Wegen zu erreichen. Ein wichtiges Mittel sind die

Sofortaktionen (urgent actions)

zugunsten von Personen, die durch Folter, Todesstrafe und andere unmenschliche Behandlungen bedroht sind oder als «verschwunden» gemeldet werden. Sobald die Londoner Zentrale von solchen Schicksalen Näheres erfährt, leitet sie eine Sofortaktion ein. Handelt es sich um verfolgte Priester oder Pfarrer, auch Katecheten und sonstige Mitarbeiter im kirchlichen Dienst, erhalten die Pfarrer-Theologen-Berufsgruppen in den verschiedenen Ländern die Fallbeschreibung und die Adressen jener Behörden, bei denen interveniert werden soll. Diesen gilt es klar zu machen, dass der betreffende Fall im Ausland bekannt geworden ist. Alle Kollegen, die sich der Berufsgruppenarbeit angeschlossen haben, erhalten nun die ins Deutsche übersetzte Fallbeschreibung und einen Musterbrief in der entsprechenden Landessprache. Diesen gilt es zu unterschreiben und an die angegebene Adresse abzuschicken. Selbstverständlich kann ein Kollege auch einen eigenen Brief verfassen. Solche Aktionen finden etwa 8 bis 12mal im Jahre statt.

Im letzten halben Jahr beispielsweise ging es in den Sofortaktionen um Brufskollegen in Uruguay, Rumänien, China, Chile, Sowjetunion, Iran und Guatemala.

«Was nützt es...?»

Es ist erwiesen, dass mit einem Zustrom von Briefen aus aller Welt die Regierungen beeinflusst werden können. Es sind viele Fälle bekannt, wo mit Hilfe dieser bewährten Methode die Freilassung von Gefangenen bewirkt, bessere Haftbedingungen oder die Befreiung von der Folter erreicht werden konnte, und nicht selten erhalten die Gefangenen einen Prozess, der sonst unterblieben wäre.

Wir bitten Sie um Ihre Mitarbeit

Die Arbeit von Amnesty International wird umso wirkungsvoller, je mehr Menschen sich daran beteiligen. Ohne Mitglied dieser Organisation zu werden, können Sie sich an den Briefaktionen einer Berufsgruppe beteiligen. Wollen Sie sich für Ihre verfolgten und gefangenen Berufskollegen in dieser Form einsetzen, so senden Sie bitte Ihre Adresse an Herrn Pfarrer Rhenus Gelpke, Asylstrasse 28, 8032 Zürich.

Werner Heierle

Berichte

Ostkirchliche Musik

Vom 26.-28. Februar wurde in Bethanien (OW) vom «Verein für ostkirchliche Musik» (VOM) ein «Seminar für orthodoxe Kirchenmusik» durchgeführt. Als Referent konnte ein Spezialist für ostkirchenmusikalische Fragen und selber Komponist, Archimandrit Irenäus Totzke aus der byzantinischen Dekanie des Klosters Niederaltaich gewonnen werden. Das Seminar war vor allem für Dirigenten und Kantoren gedacht, stand aber auch Sängern und Freunden ostkirchlicher Musik offen. Neben Vorträgen, Übungen und Diskussionen wurden auch zwei Vespern und eine eucharistische Liturgie im byzantinischen Ritus gehalten.

Von den durch die Referate und gemeinsamen Gespräche vermittelten Gedanken seien einige herausgegriffen, die auch für die westliche Kirchenmusikpraxis von Bedeutung sein können.

Entwicklung der Kirchenmusik

Es wurde gezeigt, dass die slawisch-byzantinische Kirchenmusik ähnlich wie die des Westens verschiedene Stile durchgemacht hat: vom neumatischen Choral zur frühen Mehrstimmigkeit, dann unter dem Einfluss Krakaus zum italienischen Stil und später zum deutsch-romantischen Stil, mit dem sie leider heute oft geringschätzig gleichgesetzt wird.

Wie im Westen gab es auch in der russischen Kirchenmusik eine Erneuerungsbewegung im sogenannten «Strengen Stil». Die Erneuerung ging aber nicht soweit, dass sie puristisch alle Mehrstimmigkeit aus dem Gottesdienst verbannt hätte, um nur noch einstimmigen Choral singen zu lassen, sondern es wurden Grundsätze ausgearbeitet, die sich auf die Kirchenmusik wohltuend auswirkten.

Dem Choral wird die beherrschende Rolle zurückgegeben, aber es werden dazu mehrstimmige Sätze komponiert. Vorbild ist nicht die protestantische Vierstimmigkeit, sondern das Volkslied. Daher gibt es keine Chromatik und keine Modulatorik. Als Stilmittel wird dagegen die «Rückung» verwendet, das heisst Höhersetzen der gleichen Melodie. Die Einstimmigkeit tritt nur gelegentlich neben die Mehrstimmigkeit, aber nie ausschliesslich. Die kanonischen Melodien werden in ihrer Integrität bewahrt und nicht zugunsten der Harmonik kupiert oder verändert. Auch distanziert man sich von Funktionsharmonik und komponiert wieder in den Kirchentonarten.

Die Beachtung dieser Grundsätze gibt der orthodoxen Kirchenmusik ihre festliche Freude, ohne pathetisch zu wirken, und ihre heilige Nüchternheit, ohne langweilig zu sein. Darin liegt auch ihre grosse Anziehungskraft, die sie auf westliche Christen ausübt, die in ihren Gottesdiensten heute diese heilig-nüchterne Begeisterung vielfach vermissen.

Theologie der Kirchenmusik

Hinter diesen kompositorischen Grundsätzen steht aber eine Theologie der Kirchenmusik, die auch uns etwas zu sagen hat.

Gott will zum Herzen des Menschen gelangen durch das Mittel des Verstandes und der Sinnenhaftigkeit, durch Wort und Melodie, durch Logos und Melos. Das Wort der Offenbarung trifft durch die «Sinnlichkeit» oder «Süsse» das Herz des Menschen, nicht nur seinen Verstand. Der Gesang unterstützt das Wort und umgekehrt.

Daher gibt es im ostkirchlichen Gottesdienst nie den reinen Sprechgottesdienst, sondern jedes Wort wird von der Melodie getragen, aber es gibt auch keine reine Musik durch averbales Singen oder durch Instrumentenspiel, sondern die Instrumentalmusik ist gerade deshalb aus dem Gottesdienst verbannt, weil sie wortlos ist.

Ähnlich ist es mit der bildenden Kunst. Ein religiöses Bild ist nur dann eine Ikone, wenn es beschriftet ist; so verbinden sich Verstand und Sinnenfälligkeit.

In einer tieferen theologischen Schau trifft die Offenbarung Gottes das Herz des Menschen durch den Logos und das Pneuma (der Logos durch das Pneuma und das Pneuma durch den Logos). Beide gehen vom Vater aus, Sohn und Heiliger Geist, und kommen zum Menschen, um bei ihm zu wohnen. Beide helfen einander dabei, ohne allein zu bleiben, aber auch ohne ihre Selbständigkeit zu verlieren.

Folgerungen

Wenn die westlichen Kirchen auch einen andern Weg eingeschlagen haben in ihren Gottesdiensten, das heisst viele Texte nur gesprochen werden, nicht gesungen, und auf Instrumentalmusik nicht verzichtet wird, so wäre doch zu überlegen, ob nicht das Wort mehr von der Sinnlichkeit der Melodie getragen werden sollte, und

das Singen einzelner Texte von den Liturgen nicht allzu voreilig als «unnatürlich» abgeurteilt werden dürfte. Umgekehrt soll das Wort unbedingt Vorrang haben vor der Instrumentalmusik. Das muss heute besonders betont werden, da wir in Gefahr sind, durch das technische Play-Back-Verfahren von Tonband und Plattenspieler die Musik als reine Stimmungsmache zu missbrauchen. *Thomas Egloff*

20 Jahre Schweizerische katholische Adressenzentrale

Die zahlreichen Missstände im katholischen Sammelwesen bewog die Schweizer Bischofskonferenz im Jahre 1962 zur Schaffung einer katholischen Adressenzentrale, der die Koordinierung und Durchführung aller Kirchenbausammlungen übertragen wurde. Während 20 Jahren haben inzwischen die Pfarreien vom Dienste und der Erfahrung dieser Zentrale profitiert. Nach aussen kaum in Erscheinung tretend, werden in Zusammenarbeit mit den von den zuständigen Ordinariaten bewilligten Gesuchstellern bei minimalstem Aufwand monatliche Aktionen durchgeführt, wobei auf die verpönten einstigen Zugaben aller Art verzichtet wird. Die Erträge sind naturgemäss sehr verschieden und richten sich nach dem Wohlwollen der Briefempfänger gegenüber der Aktionspfarrei. Durch die rationelle Geschäftsführung sind aber die Unkosten auf ein Minimum beschränkt, und das Nettoergebnis wird ohne Gewinnzuschlag ausbezahlt. Den Hauptanteil der Kosten bilden die Porti mit Fr. 20000.– bei einer Auflage von 100000 Exemplaren. Material und Arbeitskostenanteil kommen auf etwa Fr. 5000.–, wobei für die Adressen keine Gebühr bezahlt wird.

Anfänglich arbeitete die Adressenzentrale mit einer eigenen konventionellen Lochkartenanlage und einer Speditionsabteilung. Stete Kostensteigerung und vor allem die massive Portoerhöhung führten zu reduzierten Auflagen und Rationalisierungsmassnahmen. Heute werden die Computer- und Speditionsarbeiten an ein Servicebureau vergeben. So ist die katholische Adressenzentrale, die früher auch noch Arbeiten für die Caritaszentrale, das Fastenopfer usw. erledigte, vom «Grossbetrieb» zum Kleinbetrieb geworden, aber intensiv und aktionsfähig geblieben zum Wohle der vielen Schweizer Pfarreien, die auf die Hilfe ihrer Glaubensbrüder angewiesen sind. Die Geschäftsstelle befindet sich heute am Lowmattweg 7, 6044 Udligenswil (bei Luzern).

Aufrichtiger Dank im Namen aller Begünstigten darf nicht unausgesprochen bleiben an die vielen Wohltäter für ihren erstaunlichen Opfergeist, mit dem sie jeden Monat wieder in Bewegung gesetzt und für die Anliegen der Pfarreien motiviert werden können. Wir wünschen der katholischen Adressenzentrale auch weiterhin viel Glück für ihre segensreiche Tätigkeit.

Norbert Brunner

«Wie gehetzte Hunde»

«Mancher Priester wird immer mehr zum Funktionär, der nachdenkliche Christen und suchende Menschen abstösst.» Dies meinte der Innsbrucker Pastoraltheologe und -psychologe Hermann Stenger, Redemptorist, an der Tagung «Gemeinde ohne Priester – Kirche ohne Zukunft?» (Ludwigshafen, 26.–27. Februar, organisiert von der Solidaritätsgruppe katholischer Priester im Bistum Speyer). Sein aufrüttelndes Referat trug den Titel «‹Wenn wir so wenige sind...› Überlegungen zur Lebens- und Berufsform der Priester in einer Zeit wie dieser».

Der Priester muss durch seine Persönlichkeit sprechen und ansprechen. Er kann nicht mehr kraft seines Amtes überzeugen. Denn seine Stellung gibt ihm nicht bloss bei vielen Menschen keine Autorität mehr. Sie macht sogar misstrauisch. Diese Feststellungen wurden auch in den drei übrigen Referaten der Tagung gemacht (vom Exegeten Josef Blank, vom Publizisten David Andreas Seeber, Herder Korrespondenz, und vom Hamburger Soziologen Gregor Siefer). Stenger zog daraus die Konsequenzen.

Im Gegensatz zum Briefträger, der weder die überbrachte Botschaft noch den Adressaten näher kennen muss, soll der Priester vertraut sein mit der Botschaft und dem angesprochenen Menschen: «Er soll die Fähigkeit eines Christen haben, auf der Basis einer klar umrissenen Identität seine Begegnung mit sich selbst, mit Menschen, mit Gott so zu gestalten, dass sich darin das erlösende Handeln Jesu widerspiegelt.» Zeit für sich selbst, «Zuständigkeit für Liebe» («Die Ehelosigkeit ist ein Weg») und Vertrautheit mit Gott: so lassen sich die Voraussetzungen zusammenfassen, die Hermann Stenger nannte, damit der Priester mehr als ein gestresster Funktionär wird. Wenn er etwas versteht vom Leben, von der Liebe und vom Glauben, gerät er nicht in Gefahr, ein «Ideologe» zu werden. Diesen skizzierte Stenger sehr wirklichkeitsnah als einen Menschen, der sich nicht einfühlen kann, zu aggressiver Verurteilung neigt und ein starres Gewissen ohne Eigenverantwortung hat.

Auch für die Werbung von Nachwuchs hat die Persönlichkeit der Priester nach Stenger eine eminente Bedeutung. Wenn die Jugendlichen sie als «gehetzte Hunde» erfahren, sagen sie sich: «Da können wir nicht hingehen!»

Der Teufelskreis ist offensichtlich. Je weniger Priester es gibt umso mehr sind sie in Gefahr, sich zu «verheizen», und umso weniger attraktiv wird ihr Beruf. Vor allem Jugendliche mit Sensibilität – sicher eine wichtige Voraussetzung für den Priesterberuf – wagen es nicht, an einem Ort einzusteigen, wo ein Mensch nur mit Mühe sich dagegen wehren kann, von seinem Beruf aufgefressen zu werden. Für die Nachwuchswerbung wie auch für die «Gewährleistung der pastoralen Handlungsfähigkeit auf Zukunft hin» (Stenger) ist es deshalb unabdingbar, dass der Priester Mensch bleibt und «Geistlicher» mit Fähigkeit zur gesamtmenschlichen Erfahrung wird.

Walter Ludin

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Aufruf zum Gebet für China

Beten wir für die Brüder und Schwestern in China «für ein künftiges Wiedererstehen ihrer Kirche». Beten wir «mit der Überzeugung des Völkerapostels darum, dass Gott, der unendlich viel mehr tun kann, als wir erbitten oder uns ausdenken können, bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten führen möge».

Diesen Aufruf hat Papst Johannes Paul II. in seinem Schreiben vom 6. Januar 1982, dem Fest der Erscheinung des Herrn, an alle Bischöfe der katholischen Kirche gerichtet.

Die Schweizer Bischöfe machen sich diesen Aufruf zu eigen. Sie bitten alle Gläubigen und ihre Seelsorger, am kommenden Sonntag, den 21. März 1982, in allen Gottesdiensten für die Kirche in China und für das ganze chinesische Volk zu beten.

Mit Papst Johannes Paul II. wissen wir mit Sicherheit, «dass der Herr seinen Worten treu ist: Bittet, dann wird euch gegeben; sucht, dann werdet ihr finden; klopft an, dann wird euch geöffnet (Mt 7,7)».

Montag, 15. März 1982

Die Schweizer Bischöfe

Bistum Basel

Stellenausschreibung

Die vakante Pfarrstelle von *Brugg* wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben.

Die Pfarreien *Gebenstorf und Turgi* (eine Kirchgemeinde) werden für einen Priester und einen Laientheologen zur Wiederbesetzung ausgeschrieben.

Interessenten melden sich bis zum 6. April 1982 beim diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn.

Im Herrn verschieden

Albert Denzel, Spiritual, Solothurn

Albert Denzel wurde am 3. Dezember 1895 in Basel geboren und am 11. Juli 1920 zum Priester geweiht. Nach dem Vikariat in Hägendorf (1920–1923) betreute er 1923–1954 die Pfarrei St. Niklaus (SO). Seit 1954 versah er den Posten des Spirituals im Kloster Visitation in Solothurn. Er starb am 9. März 1982 und wurde am 12. März 1982 in St. Niklaus beerdigt.

Bistum Chur

Kirchweihe

Am 28. Februar 1982 hat Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach die Kirche von Rüschlikon (ZH) und deren Altar zu Ehren des heiligen Bischofs Nikolaus von Myra geweiht. In den Altar wurden die Reliquien des heiligen Märtyrers Vinzenz und der heiligen Elisabeth von Thüringen eingeschlossen.

Ernennungen

Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach ernannte am 11. März 1982

- *Josef Mächler,* bisher Pfarrer in Regensdorf, zum Pfarrer in Kilchberg;
- *Engelbert Wolf,* bisher Pfarrektor in Gossau (ZH), zum Pfarrer von Turbenthal.

Verstorbene

Oskar Sigg, Pfarresignat

Samstag, den 16. Januar 1982, fand in der Pfarrkirche Wohlen die Abschiedsfeier für Oskar Sigg, Pfarresignat, statt. Dazu hatten sich zahlreiche geistliche Mitbrüder und viel Volk von Wohlen und aus den früheren Wirkungskreisen des Verstorbenen eingefunden. Der Eucharistiefeier, die durch Gesänge des Cäcilienvereins Wohlen verschönert wurde, stand Kantonaldekan A. Helbling vor. Pfarresignat Sigg fand seine letzte Ruhestätte neben der Pfarrkirche St. Leonhard im Priestergrab der Pfarrei Wohlen. Der Öffentlichkeit war Pfarrer Sigg kaum mehr bekannt. Seine letzten Lebensjahre waren gekennzeichnet durch Krankheit, Invalidität und Beschwerden, die er in vorbildlicher Geduld, innerer Ruhe und Zufriedenheit trug.

Oskar Sigg erblickte am 17. August 1905 in Wohlen das Licht der Welt. Sein Vater starb, als Oskar dreieinhalb Jahre alt war. Auf den Schultern der Mutter lag nun die grosse Aufgabe, die vier kleinen Kinder zu ernähren und zu erziehen. Nach dem Besuch der Gemeinde- und Bezirksschule seines Heimatdorfes durfte er für ein Jahr in ein Institut nach Bex, um die französische Sprache zu erlernen. Nach Wohlen zurückgekehrt begann er die kaufmännische Lehre bei der Schweizerischen Bankgesellschaft. Nach dem Diplomabschluss durfte er nach Rom ins Filialgeschäft einer Aarauer Firma. Dort brach in ihm der Wunsch, Priester zu werden, noch klarer durch. Aber zuerst musste die finanzielle Grundlage des Theologiestudiums erarbeitet werden. So blieb Oskar Sigg nichts anderes übrig, als seinen Herzenswunsch vorläufig zurückzustellen und ganz einfach Geld zu verdienen, um sein späteres Studium zu berappen. Zunächst arbeitete er einige Jahre als Buchhalter in der Strohindustrie und dann bei der Aargauischen Kantonalbank in Wohlen.

25jährig begann er in Schwyz seine Gymnasialstudien. Mit dem Maturitätszeugnis in der Tasche meldete er sich im Herbst 1934 bei der Regentie des Priesterseminars Luzern zur Aufnahme. Am Fest St. Peter-und-Paul 1938 hatte er glücklich sein Ziel erreicht. Aus der Hand von Bischof Franziskus von Streng empfing er die heilige Priesterweihe. Schon 4 Tage später wurde in der Pfarrkirche Wohlen Primiz gefeiert. Es soll ein herrlicher Festtag gewesen sein, der den Neupriester für alle Anstrengungen und Mühen der vorausgegangenen Jahre reichlich entschädigte.

Seine erste Vikariatsstelle erhielt der Neupriester Sigg an der St. Martinskirche in Olten bei Prälat Edwin Dubler, einem gebürtigen Wohlener. Das Gespann von Chef und Vikar scheint glücklich gewesen zu sein.

1942 kehrte Oskar Sigg ins Freiamt zurück und übernahm als Pfarrer die Pfarrei Mühlau, damals noch ein ausgesprochenes Bauerndorf. Volle 14 Jahre wirkte er dort mit angeborenem Eifer und grossem seelsorgerlichem Pflichtbewusstsein. Sein Glaube war tief und gemüthaft, entbehrte vielleicht gelegentlich der kritischen Nüchternheit. Die Pfarrangehörigen schätzten ihren Pfarrer und seinen Seeleneifer. Leider war es mit der Gesundheit von Pfarrer Sigg nicht zum besten bestellt, und so entschloss er sich, auf die Pfarrei Mühlau zu verzichten.

In Liestal suchte man zu dieser Zeit einen Geistlichen für die neugeschaffene Stelle eines katholischen Anstaltenseelsorgers. Er hatte die Patienten des Kantonsspitals, der Heil- und Pflegeanstalt Hasenbühl sowie die Kantonale Strafanstalt seelsorgerlich zu betreuen. Oskar Sigg meldete sich für diese Stelle und wurde gewählt. Drei Jahre wirkte der Verstorbene an dieser neuen Seelsorgestelle unermüdlich, brachte den Patienten Verständnis und Liebe entgegen und verstand, zu trösten und zu helfen. Die Strafgefangenen spürten seine Mitmenschlichkeit und sein Wohlwollen und nützten seine Gutherzigkeit gelegentlich mehr aus, als redlich und anständig war.

Im Jahre 1959 traf ihn unvermutet ein schwerer Schlaganfall, der den Verzicht auf die Anstaltsseelsorge zur Folge hatte. Pfarrer Sigg sah sich gezwungen, nach einem leichteren Posten Ausschau zu halten. Im Fricktalischen Zeiningen bot man ihm die Frühmesserstelle an, die er gerne annahm. Über zwanzig Jahre blieb er in Zeiningen (1960 bis 1981) und konnte dort anfänglich noch viele wertvolle und nützliche Seelsorgedienste tun, bis seine Kräfte immer mehr schwanden und ihn zur völligen Untätigkeit verurteilten. Die letzten Lebensmonate verbrachte Pfarresignat Oskar Sigg im Kranken- und Pflegeheim Gnadenthal. Diese letzten Tage und Monate waren ein Warten auf den Tod und auf die Erlösung von Leid und Not.

Der heilige Pfarrer von Ars sagte einmal: «Wie gut ist es zu sterben, wenn man auf dem Kreuz gelebt hat.» Pfarrer Sigg hat tatsächlich auf dem Kreuz gelebt. So dürfen wir hoffen, dass ihm auch Gottes Herrlichkeit in reichem Mass zuteil wird.

Walter Spuhler

Neue Bücher

Kreuzweg

Mann der Schmerzen. Kreuzweg von Gabriel Saury, Texte von M. Malinski, herausgegeben von Günter Stachel, Lahn-Verlag, Limburg 1980, 80 Seiten.

Ein Kreuzweg, der selber einen Kreuzweg hinter sich hat. In Orchamps-Vennes, eine halbe Fahrstunde von Besançon weg, findet sich in der gotischen Kirche des Städtchens ein in hohlem Ton modellierter Kreuzweg, der langsam zu einer Art Wallfahrtsort wird. Er vermag den Betrachter zu erschüttern, und das ist der Anfang der Umkehr. Zweimal wurde der Kreuzweg vom Künstler modelliert. Eine Frostnacht zerstörte das noch ungebrannte, aber fertige erste Werk. 1949, nach zwei Jahren intensiver Arbeit, wurde der Kreuzweg aufgestellt. Manche sind schockiert wegen der abschreckenden Realität dieser leidenden Menschenantlitze und der zu Fratzen gewordenen Gesichter der Peiniger. 1955 musste der Kreuzweg entfernt werden. Aber man holte ihn doch immer wieder hervor, bis er 1970 wieder aufgestellt wurde. In diesem Bildband wird der Kreuzweg zum ersten Mal auch Nicht-Besuchern zugänglich gemacht.

Der Kreuzweg des Künstlers. Gabriel Saury hat den Zweiten Weltkrieg mitgemacht, kam von Krankheit gezeichnet nach Hause, lebte in bitterer Armut in Paris; seit 1965 erblindet, starb er 1978 an den Folgen eines Unfalles in Südfrankreich. Im «Mann der Schmerzen» hat er auch sich selbst dargestellt.

In diesem Kunstwerk sind alle bekannten, zu Klischees gewordenen Kreuzwegdarstellungen vergessen. Das ist nicht der souverän leidende Sohn Gottes in Menschengestalt des Johannesevangeliums, der vor uns steht, sondern der erniedrigte, verzweifelte, sein Leid hinausschreiende, zum Wurm gewordene Mensch. Aber auch das ist Aussage des Evangeliums, und zwar wohl die erste Aussage, die noch nicht von der Auferstehung und Herrlichkeit her versöhnt ist. Hier identifiziert sich der menschgewordene Gott mit dem Menschen seiner Not, von Gott und den

Menschen verlassen und ausgeliefert den Unmenschen. Es ist der Mensch nach Auschwitz, der Mann und die Frau, welche Opfer der Diktaturen in Ost und West und Süd geworden sind, gefoltert, namenlos in Gefängnissen und Konzentrationlagern, der Mensch wohl auch, für den die Atombomben gelagert sind, um ihn samt unserer Umwelt zu vernichten.

In eine andere Richtung geht der Text von M. Malinski. Der Schriftsteller paraphrasiert die biblischen Texte und identifiziert sich mit dem leidenden Herrn am Kreuz. Auch bei ihm beeindruckt die Realistik der dargestellten körperlichen und seelischen Leiden Jesu. Der Text eignet sich sehr gut als eindrückliche Meditation zu den üblichen Kreuzwegen in unseren Kirchen, also für eine verlängerte Kreuzwegandacht. Mit den Bildern dieses Buches hat der Text allerdings kaum etwas zu tun. Man hätte besser diesen Text von diesen Bildern getrennt herausgegeben. Das wäre beiden Teilen gut bekommen.

Karl Schuler

Juden und Christen

Gubler Marie-Louise, Juden und Christen – die fremden Brüder, Kleine Reihe zur Bibel 23, Katholisches Bibelwerk, Stuttgart 1981, 64 Seiten.

Die Verfasserin (Neutestamentlerin) behandelt Fragen, die sich jedem engagierten Christen stellen, wenn er sich auf die Wurzeln seiner Religion besinnt. Sie versucht – und es gelingt ihr gut – theologische Vorurteile der Christen gegenüber den Juden aufgrund biblischer Aussagen auszumerzen. Es geht vorwiegend um eine richtige Optik der Zeit Jesu: Um das Verständnis dieser Epoche und ihrer Hintergründe, um un- oder missverständliche Stellen im Neuen Testament, die von Juden sprechen (z.B. Sind «die Juden» schuld am Tode Jesu? - «Sein Blut komme auf uns und auf unsere Kinder!»), kurz: um die richtige Interpretation neutestamentlicher Verse, die über die Juden zur Zeit Jesu handeln. M.-L. Gubler stellt mit Recht fest, «dass alte theologische Vorurteile viel tiefer sitzen und viel schwerer zu überwinden sind als man wahrhaben möchte» (S. 7).

Es genügt kaum, wenn nur die wissenschaftliche Theologie in ihren verschiedenen Disziplinen frei von Antijudaismus ist. Was not tut, ist eine theologisch fundierte, aber kurze Behandlung von Fragen, die sich einem Christen mindestens jedes Jahr einmal stellen: in der Karwoche. Diesem Bedürfnis hat die Verfasserin in klarer und fachlich-kompetenter Weise Rechnung getragen. Das Büchlein sollte von jedem Theologen und Katecheten gelesen werden, so dass künftig vor allem die Karwoche wegen ihres angeblich inhärenten Antijudaismus frei von diesem gestaltet werden kann. Weil die Lektüre aber auch «fürs Volk» geeignet ist, sollte das Büchlein in jedem Schriftenstand stehen.

Rita Egger

Ein ungewöhnlicher Kreuzweg

Schatten vor der Sonne. Farbbilder von M. Schmölz, Meditationstexte von G. Putz, Universitätsverlag Anton Pustet, Salzburg 1981.

Ein ungewöhnlicher Kreuzweg: er verhilft dem, der ihn, von Station zu Station schreitend, mitgeht, zu einem Durch- und Aufbruch aus den aufgrund der Gewöhnung allzu gewöhnlich gewordenen religiösen Chlichévorstellungen und -aussagen. Kurz vor der letzten Karwoche erschienen, ist er für alle Zeiten des Jahres und alle Gezeiten des Lebens geeignet.

Die fünfzehn grossformatigen Landschaftsaufnahmen stammen von Franz Martin Schmölz, Professor für Philosophische Gesellschaftslehre an der Salzburger Theologischen Fakultät, einem Amateur im eigentlichen Sinn des Wortes: Liebe macht ihn sehend und verhilft nun auch anderen zum Sehen. Von den Bildern inspiriert, stellte die junge Kärntner Theologin Gertraud Putz ihnen ebenso viele Meditationstexte gegenüber: knappe, prägnante Sätze, die gerade in ihrer schlichten und ehrlichen Subjektivität allgemein menschlichen Erfahrungen zum Wort verhelfen. Auf diese Weise ist ein schmales, aber inhaltsreiches Buch entstanden, das der Meditation dient: jener betend-anbetenden Betrachtung, die zur Beschauung führen kann.

Notker Füglister

Karwochenpredigten

Johannes B. Brantschen, Gott ist grösser als unser Herz, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1981, 80 Seiten.

Die Meditationen dieses Bändchens gehen auf Karwochenpredigten (1979) in der Pfarrkirche Maihof, Luzern, zurück. Auf induktivem Weg führt der Verfasser über die Gleichnisse «Vom verlorenen Sohn», oder wie er es nennt «Vom ohnmächtigen Vater», und von den «Arbeitern im Weinberg» zu den Mysterien von Kreuz und Auferstehung. Es sind sehr zeitgemässe, engagierte Überlegungen, die Brantschen dem Christen von heute in seinen Alltag und in seine Gesellschaft übersetzt.

Leo Ettlin

Fortbildungs-Angebote

Lernen im Religionsunterricht

Termin: 23./24. April 1982.

Ort: Paulus-Akademie, Zürich-Witikon.

Zielgruppe: Katecheten, Seelsorger und Lehrer.

Kursziel und -inhalte: Was heisst «religiöser Glaube» im Lichte eines anthropologisch-psychologischen Menschenbildes? Welche konkreten Zielvorstellungen ergeben sich daraus für den Religionsunterricht? Welche didaktischen und welche pädagogischen Richtlinien lassen sich aus den Erkenntnissen der Lern- und Entwicklungspsychologie für den Religionsunterricht ableiten?

Referent: Prof. Dr. Konrad Widmer, Zürich.

Träger: Gemeinsam mit der Katechetischen Arbeitsstelle für den Kanton Zürich.

Auskunft und Anmeldung: Paulus-Akademie, Carl-Spitteler-Strasse 38, Postfach 361, 8053 Zürich, Telefon 01 - 53 34 00.

Zum Bild auf der Frontseite

Himerius stammte aus dem Lugnez und dürfte im 7. Jahrhundert gelebt haben. In der Abgeschiedenheit des Suzetales bebaute er in einem gotthingegebenen Leben ein Stück Land und wurde so zum Apostel dieses Gebietes. An seinem Grab entstand eine klösterliche Niederlassung und später das Dorf, das seinen Namen trägt: Saint-Imier. Das Bild auf der Frontseite gibt das Wappen des Kapitels von Saint-Imier (12. Jahrhundert bis 1530) wieder.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Norbert Brunner, Bischöflicher Kanzler, Avenue de la Tour 12, 1950 Sitten

Rita Egger, dipl. theol., Assistentin, Abendweg 18, 6006 Luzern

Thomas Egloff, lic. phil. et theol., Leiter des Liturgischen Instituts, Gartenstrasse 36, 8002 Zürich

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Rektor der Kantonsschule, 6060 Sarnen

Dr. P. Notker Füglister OSB, Professor, Universitätsplatz 1, A-5020 Salzburg

Dr. P. Werner Heierle, Studentenseelsorger, Hirschengraben 86, 8001 Zürich

P. Markus Kaiser SJ, Hirschengraben 74, 8001 Zürich

P. Walter Ludin OFMCap, Wesemlinstrasse 42, 6006 Luzern

Walter Spuhler, Pfarrer und Dekan, 5262 Frick

Dr. Hans Stadler, Staatsarchivar, Heimeli, 6468 Attinghausen

Arnold B. Stampfli, lic. oec. publ., Informationsbeauftragter des Bistums St. Gallen, Klosterhof 6b, 9000 St. Gallen

Dr. Alfred Stoecklin, Gotthardstrasse 49, 4054 Basel

Dr. Manfred Weitlauff, Professor, Abendweg 22, 6006 Luzern

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor
Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren
Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27
Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate
Raeber AG, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-162 01

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 65.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 78.—; übrige Länder: Fr. 78.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.85 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

Die römisch-katholische Kirchgemeinde Ruswil sucht auf Schulbeginn August 1982 oder nach Übereinkunft einen vollamtlichen

Katecheten

Zum Aufgabenbereich würden gehören:

- Religionsunterricht an der Oberstufe
- Arbeit mit pfarreilichen Jugendgruppen
- weitere pfarreiliche Aufgaben nach Absprache

Wenn Sie Freude am Umgang mit der Jugend haben und Ihnen ein kirchliches Engagement ein Anliegen ist, dann finden Sie in unserer ländlichen Gemeinde ein dankbares Tätigkeitsfeld in weitgehender Eigenverantwortung.

Es würde uns freuen, wenn Sie sich für diese Stelle interessieren. Nähere Auskunft erteilen gerne:

Rudolf Habermacher, Pfarrer, Ruswil, Tel. 041 - 73 11 51
Urs Häfliger, Kirchmeier, Ruswil, Tel. 041 - 73 12 24 (G) oder 041 - 73 10 81 (P)

Die **Pfarrei St. Marien, 8704 Herrliberg ZH,** sucht auf Beginn des neuen Schuljahres im Frühling 1982

Katechetin/ Katecheten

für den Religionsunterricht an der Mittelstufe, 4.–6. Klassen. Wöchentlich wären ca. 4 Stunden zu erteilen. Die Entschädigung richtet sich nach der Anstellungsverordnung der Römisch-katholischen Körperschaft des Kantons Zürich.

Nähere Auskünfte erteilt Ihnen gerne der Präsident der Kirchenpflege, Bruno Meyer, Wiesenrain 12, 8704 Herrliberg, Telefon 01 - 915 27 79

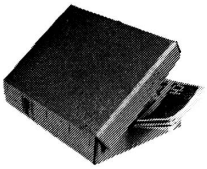
Hubertus Halbfas

RAEBER BÜCHER TIP

Der Sprung in den Brunnen
Eine Gebetsschule

200 Seiten, kart., Fr. 17.90

Ein Buch, das den Leser schrittweise bis zur Mitte seines Selbst führt – bis in die Tiefe des Brunnens, wo er erst beten lernt. Theologischer Hintergrund dieses geistigen Diskurses ist die Mystik Meister Eckeharts. Die Dialoge zwischen Schülern und Lehrern stellen den Rahmen von mit Liebe und Sorgfalt ausgesuchten Texten dar, die zur Selbsterkenntnis als Weg des Gebets führen.

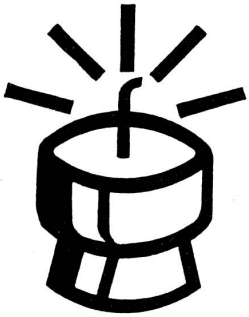


Archivierung der SKZ

Für die Aufbewahrung der laufenden Nummern der **Schweizerischen Kirchenzeitung** sowie für die vollständigen Jahrgänge offerieren wir Ihnen die praktischen, verbesserten Ablegeschachteln mit Jahresetikette.
Stückpreis Fr. 4.40 (plus Porto).

Raeber AG Postfach 1027 6002 Luzern

Frieden wagen – Schritte tun



Schweizer
Opferlichte
EREMITA
direkt vom Hersteller

rauchfrei, preisgünstig,
gute Brenneigenschaften
prompte Lieferung

LIENERT KERZEN

Einsenden an
Gebr. Lienert AG, Kerzenfabrik
8840 Einsiedeln Tel. 055 53 23 81
Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen
Name _____
Adresse _____
PLZ Ort _____

Pfarrei St. Andreas, Uster

Wir suchen auf Frühjahr 1982 oder nach Übereinkunft eine(n)

Katechetin/Katecheten

Die Aufgabenbereiche sind:

- Religionsunterricht auf der Mittelstufe, evtl. auch auf der Oberstufe
- Mitarbeit bei der Gottesdienstgestaltung
- Ausbau der Materialstelle
- Weitere Tätigkeit nach Eignung und Neigung

Eine Zweizimmerwohnung kann zur Verfügung gestellt werden.

Weitere Auskünfte erteilt B. Huwiler, Vikar, Kath. Pfarramt, Neuwiesenstrasse 17, 8610 Uster, Telefon 01 - 940 56 56

Katholische Kirchgemeinde Lungern (OW)

Wir suchen auf Spätsommer 1982 für ein Teilpensum

Katecheten(in)

- für Erteilung von Religionsunterricht an der Unter- oder Mittelstufe, wenn erwünscht auch Oberstufe
- für Gestaltung von Jugendgottesdiensten
- evt. auch für Mithilfe in Jugendvereinen

Die Besoldung richtet sich nach den Ansätzen gemäss Vereinbarung der Gemeinden mit dem Kantonalen Lehrerverein.

Weitere Auskünfte erhalten Sie von Pfarrer Josef Halter, 6078 Lungern, Telefon 041 - 69 11 55, an den Sie auch Ihre schriftliche Bewerbung richten wollen.

Kirchlich anerkannte Flugwallfahrten

Lourdes

Wallfahren darf nicht einfach Tourismus sein. Es hat einen viel tieferen Sinn. Im Wallfahren bringen Christen zum Ausdruck, dass sie ihr ganzes Leben als Pilgerfahrt zu Gott verstehen. – Wenn Glaubende aus aller Welt in Lourdes zusammenströmen, um dort Gemeinschaft zu erleben, gemeinsam zu beten, zu singen und Eucharistie zu feiern, dann erfahren sie da sinnfällig, was Kirche ist: Ein Volk Gottes auf dem Weg.

«Durch Maria zu Christus» ist das Leitmotiv unserer diesjährigen Wallfahrten, die wiederum unter der bewährten und hervorragenden Führung der Redemptoristen-Patres stehen. Alle Flüge mit BALAIR, Unterkunft im Erst-Klass-Hotel «Du Gave».

40 Flüge vom 15. April bis 11. Oktober 1982, Dauer vier oder fünf Tage, ab Zürich.

Eine frühzeitige Anmeldung ist absolut unerlässlich. Verlangen Sie bitte unseren Detailprospekt.

ORBIS-REISEN

Bahnhofplatz 1, 9001 St. Gallen, Telefon 071 - 22 21 33

Katechetin sucht Stelle als

Pfarreisekretärin

mit RU im Raum St. Gallen/Thurgau.

Offerten sind erbeten unter Chiffre 1275 an die Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 1027, 6002 Luzern

---

Student theol.

mit mehrjähriger Praxis in Religionsunterricht und Pfarreiarbeit sucht ab Studienende Sommer/Herbst haupt- oder nebenamtliche Anstellung auf pfarreilicher oder überpfarreilicher Ebene (möglichst Ostschweiz/Graubünden).

Offerten sind erbeten unter Chiffre 1274 an die Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 1027, 6002 Luzern

---

Kirchenglocken-Läutmaschinen Turmuhren, Glockenausrüstungen

Reparaturen und Wartungen aller Fabrikate.
Lieferung von elektronisch gesteuerten Läutmaschinen.
Verlangen Sie unverbindliche Offerten von:

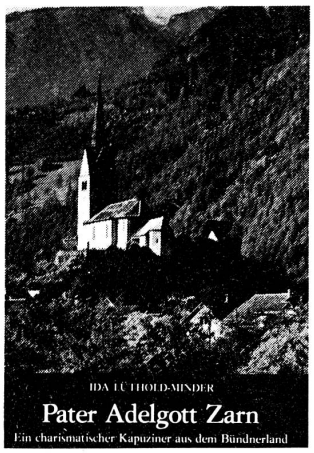
Alois Wymann
Telefon 045 71 35 17
6242 Wauwil
Werkstatt: St. Erhard
Telefon 045 21 51 40

Ida Lüthold-Minder

Pater Adelgott Zarn

Ein charismatischer Kapuziner aus dem Bündnerland

88 Seiten, 8 Fotos, Fr. 8.80



P. Adelgott Zarn, aufgewachsen in den Bündner Alpen, geprägt vom zähen, eigenwilligen Menschenschlag der Bündner, spürte schon als Bub den Ruf zum Missionar, studierte Theologie bei den Weissen Vätern in Karthago. 1904 Priesterweihe in Nordafrika, wo er später mit dem Wüstenheiligen Charles de Foucauld zusammentraf, der ihn fragte, ob er sein Bruder werden wolle, um mit ihm vereint das Leben von Nazaret in der Wüste zu führen. Diesem Ideal von Nazaret blieb er treu, wenn ihn auch seine schwache Gesundheit zur Rückkehr nach Europa zwang. 1916 wurde er Kapuziner. Sein Mitbruder, P. Otto Hophan, charakterisierte ihn als einen «Mann der Güte»: «Seine Spiritualität hatte einen von der unsrigen fremden Einschlag, was ihm von den Rationalisten unter uns manchen frohen Spott eintrug... Adelgott war bigott im guten Sinne des Wortes.» Immer tiefer erkannte er die einzigartige Stellung der Gottesmutter. Mit dem Charisma der Krankenheilung und der Seelenschau ausgestattet, gelang es ihm, vielen Menschen zu helfen, sie von unheilbaren Krankheiten zu heilen und ihr Seelenleben wieder in Ordnung zu bringen.

CHRISTIANA-VERLAG **STEIN AM RHEIN**

Friedhofplanung
Friedhofsanierung
Exhumationsarbeiten
Kirchenumgebungen
(spez. Firma seit 30 Jahren)

Tony Linder, Gartenarchitekt, **6460 Altdorf,** Tel. 044 - 21362

Seelsorger mit AHV sucht

Resignaten-Wohnung

in Pfarrei oder rel. Haus.
Leichtere Aufgaben willkommen.

Offerten sind erbeten unter Chiffre 1273 an die Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 1027, 6002 Luzern

Ganzjahres-Anzüge

auserlesene Dessins, feinste Qualität und Verarbeitung, die sich für den Käufer bezahlt macht. Anzüge ab Fr. 398.—

ROOS
Herrenbekleidung
Frankenstrasse 9, 6003 Luzern
Telefon 041-23 37 88

Als **Spezialist** widme ich mich der dankbaren Aufgabe, in

Kirchen und Pfarreiheimen
Lautsprecher- und Mikrophon-Anlagen

auch für **Schwerhörige** mittels Induktion ausgebaut, einzurichten. Eine solche Installation erfordert vom Fachmann äusserst individuellen Aufbau von hochqualifizierten Elementen. Durch die neue **Hi-Fi-Technik** stehen Ihnen geeignete Geräte zur Verfügung, die höchste Ansprüche an eine

perfekte, saubere und naturgetreue
Wiedergabe von Sprache und Musik

erfüllen. Ich verfüge über **beste Empfehlungen.** Verlangen Sie bitte eine **Referenzliste** oder eine **unverbindliche Beratung.**

A. BIESE
Obere Dattenbergstrasse 9 6005 Luzern Telefon 041-41 72 72

Ein sinnvoller Brauch, die gleiche Osterkerze wie in der Kirche aber in Kleinformat für die Wohnstube.

Wir offerieren Ihnen als

Hausosterkerzen

7 verschiedene Dekors zu äusserst günstigen Preisen.
Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG, Kerzenfabrik, 6210 Sursee
Telefon 045-21 10 38

LIPP AHLBORN
Die zwei führenden Weltmarken für elektronische
KIRCHEN-ORGELN
Piano-Eckenstein
Leonhardsgraben 48 Basel 061 25 77 88 92

Gesucht

billiges Kapital

für den Weiterbau des Jugendheimes.
Dient für Schul- und Pfarreilager.

Offerten an:
E. v. Däniken, Pfarrer, 6549 Selma

A. Z. 6002 LUZERN
00247023 PFAMMATTER JOSEF DR. 63000
PRIESTERSEM.ST.L
7000 CHUR
11/18. 3. 82